



# DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: » DÜSSELDORFER JONGES «  
SCHRIFTFÜHRUNG: DR. PAUL KAUSAUSEN, DÜSSELDORF  
VIII. JAHRGANG HEFT NR. 5



DIE KURFÜRSTIN ANNA MARIA LUISE  
JAN WELLEMS ZWEITE GEMAHLIN

(Nach dem Ölgemälde von Jan Franz Douven)



**D**ie Osterglocken, die im Jahre 1702 die frohe Botschaft vom Sieg über Not und Tod den Landen am Niederrhein verkündeten, mußten es sich gefallen lassen, daß in ihren feierlichen Schwung und Schwall, in ihr Klingen und Singen grobe Kanonenmäuler harten, bösen Donner hineinbellten und ihren Verheißungen bitter und beißend hohnsprachen.

Auch der Himmel über Land und Strom hielt nicht Wort. Mit einigen wenigen Sonnentagen zu Beginn des Monats April hatte er die wintervergrämten, frühlingssehnächtigen Menschen der niederrheinischen Ebene zu fröhlicher Hoffnung beschwingt, um sie dann bitter zu enttäuschen. Heftige Stürme mit unmäßigen Regenschauern, kaltem Hagel und nassem Schneegestöber hatten einen verbissenen Kampf gegen den Frühling aufgenommen und die reißende Hochflut des Rheines vor sich hergetrieben, die Wellen über die Ufer gepeitscht, die Dämme und Deiche gebrochen, das Uferland zur Linken und Rechten mit Wassermassen überschüttet — — —

Stürmen und Beben, Kampf auf Tod und Leben —!

In den Städten und in den Dörfern, auf den Herrnsitzen und Burgen, auf den Bauernhöfen und in den Hütten im Jülicher Land, im Geldrischen, im Klevischen und bis ins Bergische hinein saßen die viel Kriegsleid gewöhnten Menschen nun wieder — nach einer Atempause von wenigen Jahren — verängstigt zusammen und lebten in bangem Ahnen neuem Kriegsschicksal entgegen, von dem sie noch furchtbareres Leid erwarteten, als sie im vergangenen Kriegsjahrzehnt durchgemacht hatten.



Denn am 15. April, dem Ostersonntag, hatten die Truppen der alliierten Preußen, Holländer und Kurpfälzer unter dem Oberbefehl des greisen holländischen Generalissimus Graf Walrad von Nassau-Saarbrücken die kurkölnische Festung Kaisers-

werth eingeschlossen, hatten die ersten Schüsse auf die Zitadelle, die alte Kaiserpfalz Barbarossas, auf das Werth des hl. Suitbertus mit Kirche und Stadt abgegeben, hatten Laufgräben ausgeworfen, dann die Außenwerke mehrfach berannt und in den nächsten Tagen die Redouten auf der Insel und bei Kalkum erobert. Damit hatte der Spanische Erbfolgekrieg im Raum Niederrhein seinen Anfang genommen, noch ehe von beiden Seiten, von den Franzosen und den Deutschen, der Krieg offiziell erklärt war. Erst zwölf Jahre später sollte dieser gewaltige erste Weltkrieg sein Ende finden.

Und dann, wenige Tage nach der Einschließung — es war am 20. April — hatten die Alliierten, die mit 22 000 Mann in einem weiten Halbkreis von Wittlaer über Kalkum bis Leuchtenberg hin lagen, die Festung unter ein ungeheures Bombardement genommen. Brüllend spieen seitdem 80 Kanonen und 60 Mörser über Wälle, Stadt und Schloß Feuer und Eisen, und Himmel und Land dröhnten vom Donner der Vernichtung.



Der Düsseldorfer Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz weilte bald in dem von Preußen und seinen eigenen Truppen besetzten Köln, bald im Lager seiner Soldaten bei Mülheim, bald bei der Belagerungsarmee vor Kaiserswerth, diesem kurkölnischen Boll- und Zollwerk, das der undeutsche Kurfürst von Köln den Franzosen überlassen hatte, und das seit altersher eine unerträgliche und gefährliche Bedrohung des Jülich-Bergischen Landes und seiner Hauptstadt Düsseldorf war.

Aber der Franzose wehrte sich tapfer, das muß man sagen, und die Belagerer

konnten nicht hindern, daß die Belagerten unter Marschall Blainville, einem Sohn des französischen Ministers Colbert, von der unangreifbaren Rheinseite her immer wieder tatkräftige Unterstützung und wertvollen Zuwachs an Mannschaften, Waffen und Lebensmitteln durch den Marschall Tallard erhielten, der mit seinem Korps ein Lager bei Bettrath unweit von M. Gladbach bezogen hatte.

Zwar waren schon einige Außenwerke in die Hände der Belagerer gefallen, aber noch waren diese nicht an das Glacis herangekommen, noch hielt sich, dank dem andauernden Sturm- und Regenwetter und der Hochflut des Rheinstromes, die kleine, starke Festung, aus deren Ravelins und bastionierten Wällen hinter den tiefen Wassergräben die gewaltig dicken Mauern der alten, von dem furchtbaren Bombardement und Brand anno 89 rauchgeschwärzten, doch wieder in Stand gesetzten Kaiserpfalz sich hoch und finster emporhoben, überragt von dem mächtigen Turm, dem höchsten und stolzesten Bergfried am ganzen Rhein auf und ab.

Nun war es schon fast Mitte Mai geworden, und die Kanonen spieen noch immer durch Regen und Sturm Feuer und Eisen gegen die trutzige Feste und über das arme Städtchen Kaiserswerth, wie sie es im April begonnen hatten.

Damals, als die ersten dumpfen Donner von Norden herüberrollten und in der kurfürstlichen Residenzstadt die Fenster klirren machten, hatte ein panischer Schrecken die Einwohner der Stadt ergriffen, von denen manche besonders Ängstliche, d. h. manche der Begüterten, sich mit Hab und Gut landeinwärts ins Bergische geflüchtet hatten. Die Daheimgebliebenen hatten die Kirchen gefüllt und um Gottesschutz gebetet. Im Laufe der vier Wochen, die seitdem verflossen waren, hatten sich die Düsseldorfer nun schon an das ferne Grollen

gewöhnt, das wohl oftmals stärker wurde, aber nicht näher kam. Man saß in den Gasthäusern der Bolkerstraße und am Hafen und trank sein Bier fast mit derselben Gemütsruhe wie im Frieden, und, wenn die Bürger, alt und jung, gegen Abend in einer Regensepause nach der Vesper in der großen Kirche in Gruppen am Rhein zusammenstanden, erzählten sie sich ihre kleinen Geschichten vom Tage und ließen sich durch das Rumpeln von da drunten nicht weiter stören. Und oftmals gab es allerhand Neuigkeiten zu sehen und zu hören. Zum Beispiel, was gab das für Stoff zu Unterhaltung und Spaß, wenn drüben auf der andern Seite zeitweilig, meist nur kurze Zeit, französische Soldaten sichtbar wurden, einige Reiter oder ein kleiner Trupp Fußsoldaten, oh, dann riefen die Jungens allerhand Freundlichkeiten hinüber, wie: „Musjeh Franzos, komm doch eröwer wenn de wat wells!“ Allerdings hatte dann auch schon mal ein scharfer Knall die Luft gepeitscht, und ein gleich scharfer Knall hatte von dem „Fort“ her, gegenüber dem Hafen, die Luft durchschnitten in der Richtung auf den Franzosentrupp — aber dabei hatte es sein Bewenden gehabt und die Jungens und Männer, die während der Knallerei sich hinter die Ufermauer geduckt hatten, hoben die Köpfe wieder hoch und schrieen wieder einige Freundlichkeiten hinüber. Und man erzählte sich lachend, daß die in Kaiserswerth belagerten Franzosen den Belagerern, wenn einmal eine Pause in der Beschießung eingetreten war, über die Wälle zugerufen hatten: „Habt ihr kein Pulver mehr, ihr holländischen Käsehändler? Wo bleiben denn eure „Fromages d’Hollande“, eure Edamer Käse?“ — womit sie die Bomben meinten.

Doch die einsichtsvollen Bürger, die Räte, die Beamten, die Kaufleute, die Handwerker fanden die ganze Situation weniger scherzhaft; sie waren sich darüber klar, daß

die Stadt in eine sehr üble Lage kommen würde, wenn die Belagerung von Kaiserswerth nicht das gewünschte Ende finden, wenn sie in einem Mißerfolg enden sollte.

Denn die Festung Düsseldorf war, nachdem der Kurfürst seine Pflicht gegen Kaiser, Reich und die Generalstaaten erfüllt, nämlich Truppen an den Oberrhein, gar nach Italien und nach Holland hin abgegeben hatte, von Militär fast ganz entblößt. Nur vier Bataillone Fußsoldaten waren in der Residenz zurückgeblieben. Davon lag die Hälfte in der Stadt, die andere im Brückenkopf, dem von Johann Wilhelm erbauten „Fort Düsselburg“ gegenüber der Stadt und dem Schloß auf kurkölnischem Gebiet. Einige Reiter lagen in der Kaserne.

Der Kurfürst führte unterdessen mit dem König von Preußen, der in Sorge um sein klevisches Gebiet herbeigeeilt war, Verhandlungen um ausreichenden Schutz für Düsseldorf und das Bergische Land. Zwar hatte ihm der König von Frankreich die verlockendsten Angebote machen lassen, um ihn von den Alliierten abzuziehen, aber Johann Wilhelm wies jeden Gedanken eines Anschlusses an den Erbfeind des Reiches mit aller Entschiedenheit ab und erklärte, daß er niemals, komme was wolle, von der Sache des Kaisers und des Reiches lassen werde. Als erster aller deutschen Fürsten war er auf die Seite des Kaisers getreten und hatte damit den Anstoß zur Koalition gegen Ludwig XIV. gegeben.



Marschall Tallard war, ohne daß es die Belagerer von Kaiserswerth erfahren hatten, am 12. Mai von Bettrath nach H e e r d t bei Düsseldorf marschiert und hatte dort ein Lager bezogen. Ein trunkener Bauer

hatte ihm verraten, daß in Düsseldorf eine ganz geringe Truppenmacht läge, und daß der Kurfürst abwesend sei, die Kurfürstin aber im Schloß weile. Tallard sah schmunzelnd einen leichten Erfolg vor sich. Er schickte einen Parlamentär nach dem kleinen, schwach besetzten und ebenso schwach bestückten Fort Düsselburg, das eigentlich nur ein Erdbollwerk war, und ließ es zur Übergabe auffordern. Der Kommandant, ein junger Offizier, war baß erstaunt, einen französischen Leutnant vor sich zu sehen und von ihm zu erfahren, daß die 10 000 Mann zählende feindliche Truppenmacht bereit sei zur Eröffnung des Feuers auf den Brückenkopf, das Schloß und die Stadt. Da der kurpfälzische Offizier keinerlei Vollmachten besaß, mit dem Feind zu verhandeln, ließ er den Franzosen mit verbundenen Augen durch eine ausreichende Eskorte auf der fliegenden Brücke übersetzen und aufs Schloß führen.



Anna Maria Luise von Medici, des Kurfürsten schöne Gemahlin, saß ahnungslos in ihrem Kabinett am zierlichen Schreibtisch. Wie sie durch all die Jahre, die sie nun schon am Niederrhein weilte — schon elf Jahre waren es! — wöchentlich mehrmals an die Lieben in der Heimat, im sonnigen Toskana, in der väterlichen Residenzstadt Florenz geschrieben, so schrieb sie auch heute wieder dorthin, schrieb an den guten Onkel Francesco, den Kardinal, erzählte ihm alles, was ihr einfiel, versank ganz und gar in diesem Geplauder vom Rhein zum Arno und schrieb und schrieb . . .

Ach, sie wünsche so sehr, daß es endlich wieder Ruhe und Frieden gäbe, aber sie

glaube, der Krieg werde recht lange dauern. Könnte sie doch zu den Ihren gehen und mit ihnen froh sein! Sie könne vom Krieg nicht mehr sprechen hören. Dazu noch das scheußliche Wetter! Es regne, stürme, sei kalt, der Rhein überflute die Ufer — kurz, vom Frühling sei nichts, sei gar nichts zu verspüren. Eine Freude werde für sie der bevorstehende Besuch des Nuntius sein, mit dem sie dann in ihrer geliebten, schönen Heimatsprache plaudern könne. Die Bürger der Residenzstadt fingen übrigens an die Lage mit mehr Gleichmut und Ruhe aufzufassen, als am Anfang der Beschießung von Kaiserswerth, wo viele kopflos hinaus in die Berge, die andern in ihrer Angst in die Kirchen geflüchtet seien. Ach, sie schicke täglich ihre Gebete in Demut zu Gott empor, möge er doch bald den Frieden schenken. „Das Schießen von Kaiserswerth her“, so schrieb sie weiter, „höre ich deutlich und oft zittern die Türen und Fenster des Schlosses, besonders meines Gemaches, das nach dem Fluß hin liegt. Mit dem Fernrohr kann ich die kleine Stadt Kaiserswerth sehen und das Aufblitzen der Geschütze und den Pulverdampf. Die armen Leute dort — es sind etwa zweihundert Häuser in dem Städtchen, meist aus Holz gebaut, und manche davon sind schon in Brand geraten! Ich habe schon mehrmals abends hohe Flammen gesehen, und der Himmel war schaurig rot. Es hat dort schon viel Blut gekostet, ach, man hört nichts anderes mehr als von Toten und Verwundeten, von Verderben und Elend, von Unglück und Unordnung. Aber, ich habe nicht etwa Angst. Wenn ich alles hätte glauben wollen, was man mir erzählt hat, dann wäre ich längst von hier abgereist mit Sack und Pack — was übrigens dem Kurfürst sehr lieb gewesen wäre, denn er möchte mich in Sicherheit wissen. Allerdings wäre es mir lieber, der Kurfürst wäre hier, doch ich sehe es ja ein, daß er bei seinen Soldaten im

Felde sein muß, Krieg ist nun mal Krieg. Wo mein Gemahl augenblicklich weilt, weiß ich gar nicht einmal genau, doch glaube ich, daß er in Köln oder Mülheim ist, also nicht weit von hier und doch nun schon seit fast drei Wochen so fern von mir! Immerhin habe ich vorsorglich gepackt, namentlich meine ganze, geliebte, ach, so schöne Sammlung von Porzellan, das ich doch nicht entzweigeschlagen und zerbrochen sehen möchte, dann auch meinen Schmuck und die Erinnerungen an mein geliebtes Florenz. Seit heute kann ich auch in weiter Ferne jenseits des Rheines ein Lager der von Herrn von Tallard befehligten Franzosen sehen, die einige Tausend sein dürften. Doch ich glaube ja nicht, daß man in Abwesenheit des Kurfürsten mit mir Krieg führen wird, und ich rechne jedenfalls auf höfliche Rücksichtnahme. Ich bin aber auch schon deshalb hiergeblieben und nicht ins Innere von Deutschland gereist, weil sonst die Leute im Schloß und in der Stadt große Angst bekommen und sich verloren, verlassen gefühlt haben würden. Aber meine Damen, die so ängstlich sind, möchten lieber, daß ich retiriere und sie mitnehme, möglichst weit weg vom Kriegsschauplatz. Doch ich fühle die Verpflichtung, den abwesenden Kurfürsten hier zu vertreten, so gut ich es vermag, und tue, was ich kann, um den Leuten Mut einzuflößen — — —.“

In diesem Augenblick wurde die hohe Flügeltür ihres Gemaches aufgerissen, ganz gegen alle Gewohnheit, und herein stürzte, ganz gegen jede Etikette, die Oberhofmeisterin Gräfin Fugger — echauffiert, alteriert, verängstigt, zitternd — kaum, daß sie eine Verbeugung machte, eilte sie auf die Fürstin zu und keuchte nur die paar Worte: „Euer Durchlaucht, die Franzosen sind da!“

Die Kurfürstin, noch ganz mit ihren Gedanken bei Onkel Francesco, drehte sich

im Sessel herum und sah ihre Oberhofmeisterin mit einigem Erstaunen an. Dann lächelte sie: „Aber, Frau Gräfin, ich bitte doch um etwas mehr Contenance! Ich kenne ja Ihre Angst vor dem Kriege und Ihren Wunsch, weit weg vom Schuß zu sein — aber, daß Sie Gespenster sehen — am hellichten Tage — ich bitte —!“

„Glauben Sie, Durchlaucht“ — stieß die Fugger hervor — „es ist wahr, ich bitte — oh — oh — fliehen Sie, Durchlaucht —!“

Durch die Tür, die weit aufstand, drängten sich einige Hofdamen ins Gemach ihrer Herrin, bleich, zitternd, von der Etikette nur noch einigermaßen in Form gehalten, und bauten sich hinter der Oberhofmeisterin auf, der Gestrengen, die nun auch so schwach geworden war, und sie starrten mit aufgerissenen Augen auf die Kurfürstin:

„Und Sie, meine Damen?“ — fragte die Fürstin mit deutlichem Unwillen in der Stimme und in den Augen.

Die Gräfin Latour sank in tiefem Knix nieder und machte die Sprecherin für die ganz außer Fassung geratenen andern drei Damen, die Gräfinnen Wolff-Metternich, Leiningen-Wersterburg und das Freifräulein von Sickingen:

„Euer kurfürstliche Durchlaucht halten zu Gnaden“ — stieß sie mit halberstickter Stimme hervor — „der Feind ist da — die Franzosen — oh!“

„Auch Sie, Latour, sind eine Gespensterseherin! Wo — wo sind sie denn, diese schrecklichen Franzosen — zeigen Sie mir doch einen — oder haben Sie Angst, weil dort überm Rhein einige Zelte aufgeschlagen sind? Ich möchte wirklich mal einen lebendig und ganz nahe sehen —!“

Weiter kam sie nicht, denn nun trat eiligen Schrittes — nicht gemessenen Schrittes, wie sonst — und mit allen Zeichen höchster Erregung der sonst so beherrschte Graf Manderscheid, der Vize-Obersthofmeister, ins Gemach, fand kaum Zeit zu

einer Verbeugung und meldete mit hastigen Worten, aus denen völlige Ratlosigkeit klang:

„Euer kurfürstliche Durchlaucht! Ein französischer Parlamentär ist im Schloß, um Sr. Durchlaucht dem Herrn Kurfürsten ein Schreiben des Marschalls Tallard zu überreichen.“

Die Kurfürstin, nun doch auch heftig erschrocken, erhob sich mit einem Ruck und blickte noch etwas ungläubig, doch auch ziemlich fassungs- und ratlos auf die zitternden Hofdamen und den auch nicht gerade heldenhaft und geistreich dreinschauenden Obersthofmeister. Sie legte ihre Hand auf das heftig pochende Herz, faßte sich jedoch schnell und sagte mit ihrer dunkeln Stimme kurz und bestimmt: „Ich werde den Monsieur empfangen. Man führe ihn in die Antichambre Seiner Durchlaucht des Kurfürsten“.



Der Parlamentär war unten im Schloßhof von den ihm unter einem Wachtmeister begleitenden Soldaten der Schloßwache übergeben, dann waren alle Ein- und Ausgänge des Schlosses mit verstärkten Wachen besetzt und der Franzose, die Binde vor den Augen, über Treppen und Gänge zum ersten Stockwerk geführt worden, wo die Zimmer des Kurfürsten nach dem Rheine zu lagen.

Inzwischen hatte die Kurfürstin in der Mitte des großen Raumes Platz genommen, in dessen Vorzimmer der Parlamentär darauf wartete, seinen Befehl auszuführen.

Wenige Minuten nur, dann trat der junge Offizier entblößten Hauptes, doch mit noch verbundenen Augen und geführt von dem Wachtmeister der Schweizergarde, aus der

Antichambre in das Gemach des Kurfürsten ein, in dem dieser seine Minister zu empfangen pflegte. Auf einen Wink der Fürstin nahm man dem Parlamentär die Binde von den Augen. Er sah vor sich eine Gruppe von Hofdamen, mit ängstlichen Gesichtern hinter dem hohen Sessel Schutz suchend, auf dem ihre Herrin in kühler Würde und scheinbar ohne jegliche Erregung saß. Der Geheimsekretär des Kurfürsten, George Marie Rapparini, stand ihr zur Seite, bereit, die Verhandlungen zu notieren. Hofmarschall Baron von Wanghe machte die in Ansehung der Situation etwas deplacierten Honneurs, und vor der offenen Tür zum Vorzimmer drängelten sich einige aufgeschreckte Räte mit sorgenvollen und verängstigten Gesichtern.

Der Parlamentär beschrieb mit seinem Dreispitz zum Gruß einen großen Bogen, verbeugte sich tief vor der Fürstin und überreichte ihr ein Schreiben seines Generals.

„Euer Durchlaucht“, sagte er in französischer Sprache, „haben sich in Abwesenheit Seiner hochfürstlichen Durchlaucht des Herrn Kurfürsten von der Pfalz, Ihres hohen Herrn Gemahls, bereit und befugt erklärt, wie der Herr Oberhofmeister mir mitteilte, das Schreiben des Generals Tallard, Marschalls der Majestät von Frankreich, des erhabenen Königs Ludwig, entgegenzunehmen, um die g e f o r d e r t e E n t s c h e i d u n g zu treffen. Ich habe die Ehre, Euer hochfürstlichen Durchlaucht dieses Schreiben, das die Lilien Frankreichs trägt und mit dem Wappen des Marschalls Tallard verschlossen ist, hiermit zu überreichen“.

Anna Maria Luise nahm es mit unendlich kühler Haltung entgegen, erbrach das Siegel, faltete es auseinander, überflog es und reichte es dem Geheimsekretär Rapparini.

„Verlesen Sie, Herr Geheimsekretär, dieses Schreiben und geben Sie bekannt, welche g n ä d i g s t e Entscheidung von

mir e r b e t e n wird. Daß ein General Seiner Majestät von Frankreich von mir etwas zu f o r d e r n hätte, ist mir nicht bekannt. Die Königliche Majestät von Frankreich selbst hat weder von der kurpfälzischen Durchlaucht, meinem Herrn Gemahl, noch von mir, der Kurfürstin, eine Entscheidung zu f o r d e r n, sondern nur eine F r a g e in h ö f l i c h s t e r Form nach fürstlicher Gepflogenheit zu stellen.“

Eine bange Stille herrschte im Raum, als der Geheimsekretär das Schreiben verlas, während die Augen aller Anwesenden an seinen Lippen hingen und auch die Kurfürstin mit äußerster Spannung ihm lauschte. Tallard forderte in ziemlich brüskem Ton Seine Durchlaucht von Kurpfalz auf, das Fort Düsseldorf, das er widerrechtlich auf kurkölnischem Gebiet errichtet habe, sofort zu räumen und ihm, dem Marschall zu übergeben; zum Zweiten, die neuerbaute Schiffbrücke zu versenken; zum Dritten, die Tore der Stadt Düsseldorf dem Korps Tallard zu öffnen, die Festung mit den Geschützen auszuliefern, und ungehinderten Durchzug ins Bergische Land zu gewähren, dies alles gegen die Zusicherung des persönlichen Schutzes für seine Durchlaucht den Kurfürsten, seine hohe Gemahlin, den Hof, sowie des freien Abzuges der Garnison. Dafür seien dann noch 100000 Taler Brandschatzung zu zahlen. Würden diese Forderungen nicht s o f o r t erfüllt, so habe der Marschall den königlichen Befehl auszuführen: das Fort, die Festung und Stadt Düsseldorf sowie das kurfürstliche Schloß unter Feuer zu nehmen.

Als Rapparini Datum und Unterschrift verlesen: „Gegeben im Lager zu Heerdt vor Düsseldorf am 12. Mai 1702 im Auftrag Seiner Allerchristlichsten Majestät, meines erhabenen Souverains, Graf von Tallard, Marschall von Frankreich“, trat eine beklemmende Pause ein: das Schicksal mußte nun seinen Weg gehen.

Die Kurfürstin saß mit unnahbarer Würde aufrecht in ihrem Sessel, sie erschien größer, hoheitsvoller als je.

„Mein Herr“, sagte sie nach einigen Augenblicken, die den Anwesenden eine Ewigkeit dünkten, mit starker, völlig beherrscher Stimme und blickte den Parlamentär mit ihren großen braunen Augen ruhig und entschlossen an, während den Damen das Herz bis zum Halse klopfte und die Herren der Umgebung mit Spannung an ihren Lippen hingen, „melden Sie Ihrem General, dem Marschall: Wir, Anna Maria Luise von Medici, Prinzessin von Toskana, Seiner Durchlaucht des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz Gemahlin, lehnen in Höchster Vollmacht und Auftrag jeden einzelnen Punkt dieses Schreibens ab, denn Seine Durchlaucht von Kurpfalz und Herzog von Jülich und Berg werden nie und nimmer, komme, was wolle, die Sache Seiner Kaiserlichen Majestät und des Reiches verlassen. Der angedrohten Beschießung der Festung, die unter Unserem Oberbefehl steht, werden Wir zu begegnen wissen. Ich erwarte jedoch von der vielgerühmten französischen Höflichkeit gegenüber Damen“ — ein Lächeln spielte um ihre roten Lippen und sie wies dabei mit einer graziösen Handbewegung auf die verängstigte Függer und die Hofdamen — „ich erwarte, daß Ihr General als Kavalier die Höflichkeit besitzt, mir den Beginn der Beschießung rechtzeitig mitzuteilen. Ich danke Ihnen, Monsieur!“

Der junge Offizier war einigermaßen perplex, starrte mit halboffenem Munde die schöne, trotz ihren fünfunddreißig Jahren noch recht jugendliche Frau an, die seinen Blick mit gelassener und würdevoller Freundlichkeit erwiderte, ließ die Augen über die Hofdamen gleiten, die, obwohl es ihnen gar nicht danach war, ein diskretes Lächeln versuchten, dann zuckte es leise auch um seine Lippen. Er verbeugte sich,

wobei er mit seinem Hut einen besonders formvollendeten Kreis beschrieb, sehr tief vor der Fürstin.



Noch ehe er — nachdem man ihm wieder die Binde vor die Augen gelegt — auf einigen nicht gerade notwendigen Umwegen durch die vielen Gänge des Schlosses und über manche Treppe zum großen Schloßtor geleitet worden war, war schon ein Kurier zu Pferde mit verhängtem Zügel nach Kaiserswerth unterwegs, und noch bevor im Heerdtter Lager die Beratungen über den vom Parlamentär erstatteten Bericht und die Besprechungen mit dem Obersthofmeister Graf Manderscheid, der sich zusammen mit dem Leutnant dorthin begeben hatte, beendet waren, kam schon der holländische General Dopff von Kaiserswerth mit einigen Begleitern zu Pferde herangebraust und erstattete der Kurfürstin Meldung: Seine Durchlaucht der Kurfürst weile nicht vor der Festung, er befände sich mit des Königs von Preußen Majestät im Lager zu Mülheim. An seiner Stelle habe Generalissimus Graf Nassau-Saarbrück ihn, General Dopff, sofort nach der kurfürstlichen Residenz entsandt mit bestimmten Weisungen und um Ihrer Durchlaucht in diesen kritischen Stunden zur Seite zu sein, bis Truppen, die sofort in Marsch gesetzt worden seien, in Düsseldorf eingetroffen sein würden, was in höchstens anderthalb Stunden der Fall sein dürfte.



Der Parlamentär stand bald darauf zum zweitenmal an diesem Tage der Kurfürstin gegenüber, um ihr den Zeitpunkt des Beginnes der Beschießung mitzuteilen.

Diesmal sah er sich einer eindrucksvolleren Zuhörerschaft gegenüber, als vor einigen Stunden. Denn inzwischen hatte die Kurfürstin außer Manderscheid und Wanghen als höchste Hofbeamten einige Räte des Regierungskollegiums zu sich beordert, so den Oberkriegskommissar Freiherr von Hunthem mit dem Kriegskommissar Suter und dem Kriegssekretär Leunenschloß, den Hofvizekanzler von Wiser mit einigen Estatsseksekretären, den Geheimen Hofrat von Bernsau, den Geheimrat Palmer mit einigen Hofsekretären und außerdem die fremdsprachlichen Geheimsekretäre Pallavicini und Rapparini mit einem Registrator der Geheimen Kanzlei. Der Leibarzt der Kurfürstin Dr. Frosini war in Sorge um das Befinden der hohen Frau, das durch die Aufregung Schaden leiden könnte, herbeigeeilt, ebenso war der Hofprediger Pater Eusebius zugegen. Doch diesmal fehlten die Hofdamen, nur die Oberhofmeisterin, die ihre Fassung wiedergewonnen hatte, stand — nun wieder stattlich anzusehen — hinter dem Sessel ihrer hohen Herrin zu deren rechter Seite.

Aller Augen waren auf den Parlamentär gerichtet, eine ungeheure Spannung beherrschte alle.

Sein General — so sagte der französische Leutnant mit kaum merklichem Lächeln — habe auch über dem rauhen Kriegshandwerk die Courtoisie nicht vergessen, die er als französischer Kavaliereiner hochfürstlichen Dame schulde. Er, Victor Armand de Bellegarde, Offizier des Königs, sei beauftragt, der hochfürstlichen Durchlaucht mitzuteilen, daß die Beschießung der Festung Düsseldorf heute abend, am 12. Mai 1702, Punkt 8 Uhr, ihren Anfang nehmen werde. Außerdem habe er noch die zusätzliche For-

derung zu stellen — oder vielmehr das höfliche Ersuchen an Ihro Durchlaucht zu richten —, daß die Flottille von 44 Rheinschiffen herausgegeben werde, so Hochdero Herr Gemahl, der Herr Kurfürst, vor einigen Monaten, Ende Dezember des vorigen Jahres, wider das Völkerrecht gekapert habe, als sie in friedlicher Fahrt unter kurkölnischem Paß an Düsseldorf vorüberfuhren (um — das sagte er aber nicht — Kriegsmaterial nach Kaiserswerth und Rheinberg zu schaffen).

Da neigte die Kurfürstin, die der wohlgesetzten und in verbindlicher Form vorgetragenen Rede mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, ihren schmalen Kopf mit der hohen Frisur aus eigenem, üppigem schwarzem Haar leicht zum General Dopff hin, der zur Linken neben ihrem Sessel stand, und der strich seinen martialischen Schnurrbart und sagte mit tiefem rauhem Baß:

„Im Auftrage Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht des Herrn Johann Wilhelm, Herzogs von Jülich und Berg, lassen der kaiserliche Oberstkommandierende der kurpfälzischen, preußischen und holländischen Truppen am niedern Rhein und in Flandern, Graf von Nassau-Saarbrück, durch mich, General Dopff, dem Herrn Marschall Tallard die Botschaft zugehen, daß Ihro Durchlaucht, die Frau Kurfürstin, bereits in hochfürstlicher Gnade die Entscheidung getroffen haben, der nichts hinzuzufügen ist als das: wenn nur ein einziger Schuß auf Festung und Stadt Düsseldorf abgegeben wird, wird sofort in wenigen Stunden die Festung Bonn unter Feuer genommen werden, in die, wie dem Marschall ja bekannt sein dürfte, Kurfürst Johann Wilhelm die Truppen Seiner Durchlaucht von Kurköln zusammen mit denen der Krone Frankreichs am Ende des vergangenen Jahres zurückgejagt hat und dort eingeschlossen hält.“

Der Bericht, den Leutnant de Bellegarde dem Marschall von seinem zweiten Besuch

bei der Frau Kurfürstin auf dem Düsseldorfer Schloß erstattete, verfehlte seine Wirkung nicht. Tallard hielt es iür klüger, keinen Schuß auf Düsseldorf zu lösen, vielmehr sein Lager bei Heerdt nach einigen Tagen abubrechen, gegen Langst zu marschieren und von der linken Rheinseite aus das belagerte Kaiserswerth zu unterstützen. Doch am 15. Juni desselben Jahres ertönte aus den Wällen der alten Feste die Schamade, die weiße Flagge stieg auf dem Turme hoch, und am 17. Juni wurde die Übergabe der Festung Kaiserswerth vertraglich vollzogen. Die Festungswerke wurden geschleift, die Kaiserpfalz — als die starke Zitadelle der Festung — völlig demoliert. Traurig vermeldet der Chronist: „... Im selbigen Jahr auf St. Laurentiusabendt (9. August) ist hiesiger schloßthurm, welcher ein wunderwerk wegen stärke und schönheith gewesen, von den alliirten minirer untergraben und durch den gewalt und force des pulvers gänzlich in die luft gesprungen worden“.

Die Stadt aber — es standen allerdings nur noch fünf Häuser und nur noch acht Menschen bildeten die „Einwohnerschaft“ — ging in den Besitz Jan Wellems über und damit war für alle Zukunft die Gefahr, die sie bisher als kurkölnische Festung für Düsseldorf bedeutet hatte, beseitigt.



Als Jan Wellem nach jenem 12. Mai, der so gefahrdrohend begonnen und dank der klugen und tapferen Haltung der Kurfürstin so glücklich geendet hatte, zum erstenmal seine Gattin im alten Schloß begrüßte, gab er ihr, als sie allein waren, einen Kuß und sagte dabei: „Das haben Euer Liebden gut gemacht!“

Das war auch die Ansicht der Düsseldorfer Bürger, die beim Eintreffen des Parlamentärs, wovon sich die Kunde wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, von namenloser Angst gepackt (gleich den alten Römern, als der karthagische Feldherr Hannibal vor Rom erschien und sie den Schreckensruf „Hannibal ante portas!“ ausstießen), zum großen Teil ihr Heil in überstürzter Flucht gesucht hatten, nun aber nach ihrer Rückkehr der Kurfürstin herzlich dankbar dafür waren, daß sie nicht auch ausgerissen war, sondern durch mannhaftes Auftreten dafür gesorgt hatte, daß auch nicht ein einziger Schuß auf die Stadt Düsseldorf gelöst worden war.



Otto Teich-Balgheim

## Nachwort

Die in diesem Hefte veröffentlichte historische Novelle „Die Kurfürstin rettet Düsseldorf“ stützt sich auf mehrere zeitgenössische Quellen, zum Teil auch auf Briefe der Kurfürstin selbst. Eine sehr interessante, doch kaum bekannte Unterlage bot sich in dem Prachtwerk „Histoire militaire du Prince Eugène de Savoye etc.“ par Dumont-Rousset, la Haye 1729—1747. Darin wird der Vorgang im Band 2, Seite 53/54, kurz, aber treffend geschildert. Ich gebe die Stelle in deutscher Übersetzung: „... Während dieser Zeit (der Belagerung Kaiserswerths) begab sich der Graf von Tallard, der die Truppen des Befehlskreises des Herzogs von Berg kommandierte, vor Düsseldorf mit einem Corps von 10000 Mann in der Absicht, diese Stadt zu bombardieren. Die Kurfürstin von der Pfalz ließ ihn zunächst wissen, daß sie diesen Platz befehlige („qu'elle commandoit cette Place“), und daß sie erwarte, er werde sie benachrichtigen, wenn er den Befehl hätte, Bomben in die Stadt zu werfen... er forderte die Zerstörung der Redoute (Fort Düsseldorf), welche die Schiffbrücke deckte, ferner, daß man diese vernichte, daß man ihm freien Durchmarsch in das Bergische gewähre, und daß man die Stadt Düsseldorf 100 000 Thaler zahlen lasse. Diese Forderungen wies

die Fürstin zurück. Da die Alliierten sich ihrerseits zu einem Bombardement der Stadt Bonn bereit machten, falls Düsseldorf bombardiert würde, erhielt der Graf von Tallard den Befehl, nichts zu unternehmen. Er marschierte mit seinen Truppen in die Höhe von Kaiserswerth... — Mit der „Schiffbrücke“ ist nicht etwa die „fliegende Brücke“ gemeint, sondern eine im Anfang des Monats April 1702 aus militärischen Gründen durch Johann Wilhelm erbaute regelrechte Schiffbrücke für Truppenübergänge. Sie lag zu Füßen des Schlosses vor den Fenstern der Kurfürstin, die Mitte April zusah, wie die kurfürstlichen Truppen über sie hin zum linken Ufer marschierten, um dort zum Schutz der Stadt eine feste Stellung (wohl Düsseldorf) einzunehmen. Sie wären jedoch viel zu gering an Zahl gewesen, im Ernstfall der Gewalt Tallards erfolgreichen Widerstand zu leisten. — In der „Geschichte des Bayerischen Heeres“, herausgegeben vom Bayerischen Kriegsministerium, wird im Band 4: „Geschichte des Kurpfälzischen Heeres“, verfaßt von Oberst a. D. Dr. Oskar Bezzel, 2. Teil, S. 177, der Vorfall wie folgt geschildert: „Tallard... wurde in sehr bestimmter Weise von der Kurfürstin abgewiesen, die die Drohung einer Beschießung mit dem Verlangen beantwortete, ihr aus Höflichkeit den Beginn der Beschießung rechtzeitig bekannt zu geben... Tallard verzichtete nunmehr auf eine Unternehmung gegen die kurpfälzische Hauptstadt...“

Wenn von anderer Seite — z. B. von Max Braubach, Düsseldorfer Jahrbuch 1928, 34. Band, Seite 149 — die Behauptung aufgestellt wurde, daß eine „ungeheure Panik am Hofe Jan Wellems ausgebrochen sei“, so ist das nicht richtig. Wohl bemächtigte sich eine solche der Bevölkerung der Stadt, was wohl begreiflich ist, da sie ja nun schon seit Wochen die Bombardierung von Kaiserswerth täglich miterlebte. Natürlich hatte man auch auf dem Schloß vorsichtigerweise viele Werte und Kostbarkeiten rechtzeitig in Sicherheit gebracht, eine Maßnahme die durchaus berechtigt war, wenn man an die unersetzlichen Schäden denkt, die dem Schloß und seinen Schätzen an Kunstgegenständen durch die Beschießung von 1794 zugefügt worden, und die also 92 Jahre früher wohl nicht weniger schwer gewesen wären. Schon im Dezember des vorhergehenden Jahres hatte man Wertgegenstände des Schloßinventars verpackt und fortgeschickt, als die Franzosen in's Kölner Gebiet einmarschierten, und hatte nur das notwendigste zurückbehalten. Auch der Herzog Christian von Sachsen-Zeit, Bischof von Raab und Domprobst zu Köln, der als Freund Johann Wilhelms gerade in jener Zeit sich am Düsseldorfer Hofe aufhielt, hatte schon Mitte Dezember sein Gepäck fortgesandt, und auch der Kurfürst von Köln war „am packen“. Aus den Briefen der Kurfürstin ergibt sich, daß sie durchaus nicht kopflös war und wohl erst im alleräußersten

Notfall Düsseldorf verlassen hätte; ja man gewinnt den Eindruck, daß sie sich durchaus ihrer Aufgabe, durch ihre Haltung die andern aufzurichten und zu stärken, bewußt war und sie mit Ernst und Mut erfüllte. Die in dem Briefe, den sie im Rahmen der Erzählung schreibt, enthaltenen Wendungen sind urkundlich, sie sind von ihr in der Tat geschrieben worden. (Vergleiche „Briefwechsel der Kurfürstin Maria Anna“ von Hermine Kühn-Steinhausen, Düsseldorf Jahrbuch, 40. Band, 1938, Seite 219 und 220.)

Anna Maria Luise, die noch 10 Jahre nach ihrem Weggang von Düsseldorf in Florenz eine Medaille

schlagen ließ, auf der eine allegorische Darstellung des Arno und des Rheines zu sehen ist, also eine Erinnerung an ihre Düsseldorfer Zeit, darf darum nicht, wie es bisher geschah, als eine ziemlich oberflächliche Barockfürstin geschildert werden, die nichts als höfischen Klatsch und Eifersucht im Kopfe hatte und außerdem sich etwas für Musik interessierte, sondern sie, Jan Wellem's Lebensgefährtin, war eine Frau von Charakter und war außerordentlich klug und selbstbewußt. Diese wertvollen Eigenschaften sollten in der Erzählung hervorgehoben werden, damit die Düsseldorfer ihre Persönlichkeit besser verstehen und im richtigen Lichte sehen.

TB.

## Mutter

(Zum Muttertag am 21. Mai)

Und mag die Welt dir alles geben,  
Was nur das Wörtchen Glück verspricht,  
Und mag die Welt dich hoch erheben,  
Die Mutterlieb ersetzt sie nicht.

Denn Mütter haben Dulderherzen,  
So rein und voller Liebe Glanz,  
Sie teilen alle Erdschmerzen  
Und tragen einen Dornenkranz.

Und Mütter haben harte Hände,  
Sie packen zu für dich mein Kind,  
Daß alles Ungemach sich wende,  
Und sind sehr oft vor Liebe blind.

Sie sind die Quellen aller Gnaden,  
Der tiefsten Inbrunst heil'ger Trieb,  
Und bist du noch so schuldbeladen,  
Die Mutter hat dich immer lieb.

Willi Scheffer

Hans Kähler, Berlin:

## Gemeindechronik in der Praxis \*)

Der Gedanke der Chronikführung in den Gemeinden hat während der letzten Jahre in der kommunalen Fachpresse einen breiten Raum eingenommen. Er ist auch in unzähligen Lokalblättern und heimatkundlichen Zeitschriften vielfach erörtert worden. Das ist durchaus natürlich, weil wir wieder erkannt haben, daß Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unseres deutschen Lebens ein Ganzes sind, das eine nicht denkbar ohne das andere, eine einheitliche Lebenskette unseres Volkes, durch aber tausend Glieder rückwärts verlaufend bis zum Uranfang aller Dinge, vorwärts sich fortsetzend Glied nach Glied bis in die

fernste Zukunft. Wir heutigen Glieder dieser Kette sind Träger dieser Überlieferungen, Nutznießer der in ihnen gesammelten Erfahrungen und Werte, verantwortlich dafür, daß sie, bereichert um unsere eigenen Erkenntnisse, in verstärktem Umfange der nächsten Generation getreulich weitergegeben werden.

Schon kurz nach der Machtergreifung rief der Deutsche Gemeindetag zur Chronikführung in den Gemeinden auf. Seiner Veranlassung ist es zu verdanken,

\*) Aus „Die nationalsozialistische Gemeinde“, herausgegeben von Oberbürgermeister Karl Fiehler, München.

daß damals, gleichzeitig im Einvernehmen mit dem Reichsarchiv, eine Chronikführung geschaffen wurde (s. „Landgemeinde“ Nr. 20 und 22/1934), mit der jede Gemeinde praktisch diese Aufgabe lösen konnte, die inzwischen auch zum Teil gut gelöst worden ist in den Orten, in denen sie vernünftig begonnen worden ist. Leider wurde von geschäftigen Leuten, die eine vermeintliche Konjunktur sich nicht entgehen lassen wollten, diese Chronikform vielfach nachgeahmt, mit vermindertem innerem Wert, aber unter um so stärkerem Werbeaufwand an die Gemeinden herangetragen, und hat viel Schaden angerichtet.

Der spätere RdErl. d. RuPrMdl. vom 31. Oktober 1936 schuf die weiteren Voraussetzungen zu restloser Durchführung der Chronikbestrebungen.

Trotzdem ist in der Praxis nicht das erreicht worden, was die Theorie als möglich erscheinen ließ.

Der Verfasser dieser Zeilen hat sich seit 1934 in unzähligen Gemeinden für den Chronikgedanken eingesetzt, ist den Ursachen für diese Erscheinung nachgegangen und hat Beobachtungen gemacht, auf die hier eingegangen werden soll:

Wie kann nach den bisherigen Erfahrungen in den Gemeinden das Problem „Ortschronik“ gelöst werden? Ist sie überhaupt ein Problem? Ja und Nein.

Es ist dann ein Problem, wenn in einer Gemeinde versucht wird, eine Ortschronik zu schaffen, die früher oder später mit der Elle beruflich ausgebildeter Geschichtsforscher, Archivare oder Wissenschaftler gemessen werden soll. Der Aufbau einer solchen Chronik wird nur in Ausnahmefällen möglich sein, praktisch also so gut wie gar nicht vorkommen und daher am besten gar nicht erst versucht werden.

Es ist kein Problem, wenn eine Gemeinde eine Aufgabe darin sieht, den natürlichen Ablauf aller Dinge des dörflichen oder

kleinstädtischen Lebens so einfach und übersichtlich festzuhalten, wie er sich dem ungeschulten Beobachter darbietet, die wissenschaftliche Auswertung dieses Materials den späteren Forschern und Historikern überlassend, für die wir — zunächst wenigstens — doch nur ein umfassendes Quellenmaterial auf breitester Grundlage zusammentragen wollen.

Zu bedenken ist dabei zweierlei:

1. Welchem Zweck soll eine Ortschronik dienen oder kann sie überhaupt nur dienen?
2. Wie und mit welchen Mitteln kann das erreicht werden, welche Sachbearbeiter stehen dafür zur Verfügung?

Zu 1. Es ist anzustreben, daß die Ortschronik alle Vorgänge festhält, welche die Einwohnerschaft irgendwann und irgendwie einmal bewegt hat, sei es in Krieg oder Frieden, in Glück oder Unglück, in guten oder bösen Zeiten, daß viel von dem aufgezeichnet wird, was über Ursprung, Besiedlung, Geschichte, Bevölkerung, wirtschaftliche und politische Entwicklung festzustellen ist, und schließlich, daß die äußere Form es ermöglicht, auf Heimatabenden, Dorffesten, im heimatkundlichen Unterricht und bei allen sonstigen Gelegenheiten den Inhalt der Ortschronik der Allgemeinheit zugänglich zu machen, dadurch das Heimatgefühl zu stärken und an Hand verständlicher Unterlagen das Leben der Vorfahren in guten und bösen Tagen uns näherzubringen.

Zu 2. Führung und Auswertung der Ortschronik nach diesen Gesichtspunkten ist praktisch durchaus möglich, allerdings nicht mit festgebundenen Büchern, auch nicht mit Hilfe der bisherigen Schul-Chroniken, die von jeher ganz andere Aufgaben hatten, sondern auf anderer Grundlage. Die eingangs erwähnte auf Veranlassung des Deutschen Gemeindetages geschaffene Chronik hat das bewiesen.

Notwendig ist, daß die äußere Form der Chronik nicht nur dem Sachbearbeiter Schreibflächen zur Verfügung stellt (dann könnte aus jedem Schreibblock eine Chronik gemacht werden), sondern daß sie durch entsprechende Einrichtungen ihm ein getreuer Wegweiser ist durch die Vielheit der Materie, und verhindert, daß die Übersicht und damit zwangsläufig die Lust an der ganzen Arbeit verloren geht. Auch ist bei Auswahl der Chronikform zu berücksichtigen, daß wir Lebenden bei der Menge des von uns Miterlebten und der Art der von uns anzupackenden Aufgabe manches unter- oder überschätzen werden. Die Chronikform muß es uns ermöglichen, nachträglich Ergänzungen vorzunehmen und später als unwesentlich Erkanntes wieder entfernen zu können, ohne dadurch das äußere Bild unserer Chronik im mindesten zu beeinträchtigen.

So wichtig wie die Form ist der Sachbearbeiter selber. Ein geschulter Chronist fehlt normalerweise fast überall aus ganz natürlichen Gründen. Daher müssen die Kräfte so genommen werden, wie sie in den Gemeinden zur Verfügung stehen, wenn nicht der RdErl. d. RuPrMdl. vom 31. Oktober 1936 im Sande verlaufen soll.

Träger des Chronikgedankens müßte sein der Bürgermeister. Zur Mitarbeit berufen sind in erster Linie der zuständige Ortsgruppen- oder Zellenleiter, die Lehrerschaft bzw. der Einzellehrer, außerdem findet sich auch im kleinsten Ort wenigstens ein Einwohner, der besonders interessiert ist an der Geschichte seiner Heimat. Diese drei bis vier Mitarbeiter haben die Möglichkeit, im Orte selber für den Chronikgedanken zu werben und (der Lehrer z. B. durch geschickte Anspornung der Kinder) für die leihweise Hergabe aller möglichen Unterlagen aus Truhen und Kästen die Einwohnerschaft zu interessieren. Was zusammenkommt, das kann auf einem Heimatabend

durch Lichtbilderübertragung vorgeführt werden. Dadurch ergeben sich weitere Anregungen für früher etwa noch Gleichgültige, weiteres Material taucht auf. Wichtig ist auch, die alten Leute in der Gemeinde über das zu befragen, was sie aus eigenem Erleben oder aus Erzählungen von Eltern und Großeltern wissen. Viele interessante und namentlich solche Erlebnisse kommen dabei oft an den Tag, die als persönliche und mündliche Überlieferungen innerhalb der Familien nirgends urkundlich festgehalten werden und im Laufe der Zeit meist verlorengehen, wenn wir sie jetzt nicht festhalten. So kommen wir allmählich zu einem bodenständigen, für die Arbeit wertvollen Material.

Es mag ketzerisch klingen, aber bei dem Mangel an geschulten Sachbearbeitern hat es sich als zweckmäßig erwiesen, die Chronikarbeiten mit den Ereignissen der Gegenwart zu beginnen, denn:

a) Wenn wir Geschichte als Lehrmeisterin ansehen, dann ist gerade die Geschichte unserer Zeit so beispiellos reich an Ereignissen aller Art, an geschichtlichen und weltanschaulichen Veränderungen ungeheurerlicher Ausmaße, daß gerade wir Erlebnisse für die Nachwelt festhalten können, die beispiellos sind in der deutschen Geschichte. Die Chronik unserer Zeit allein könnte fast genügend Vorgänge selbst in Kleinstgemeinden verzeichnen, um den späteren Generationen nach menschlichem Ermessen für alle auftauchenden Schwierigkeiten Vergleichsmöglichkeiten und Lehren liefern zu können.

b) Wir haben selbst auf kleinstem Raum, im kleinsten Dorf, so viel miterlebt, er kämpft und ertragen müssen, daß wir bereits anfangen, ein gut Teil davon schon wieder zu vergessen. Deshalb ist es wichtig, erst einmal dies zu erfassen, weil unsere örtlichen, darum aber für die Ortsgeschichte nicht minder wichtigen Schicksale meist

nicht dokumentarisch festgehalten sind und verlorengehen würden, wenn wir sie jetzt nicht sammeln.

c) Durch die Beschäftigung mit der Gegenwart wird unbewußt der ungeschulte Chronist, auf den wir vorläufig fast ausschließlich angewiesen sind, sich schulen. Er bekommt allmählich einen sicheren Blick für das, was wesentlich ist, so daß es ihm dann später bei der Bearbeitung der Vergangenheit viel leichter werden wird, sich mit den früheren Dingen zu befassen, so daß der wissenschaftliche Geschichtsforscher an den betreffenden Ortschroniken trotz ihres Laiencharakters seine Freude haben kann.

Die Verlegung dieser Arbeit auf später ist um so unbedenklicher, weil wir für sie in der Hauptsache auf Archivbestände angewiesen sind, die uns heute so gut wie in zehn Jahren zur Verfügung stehen, die uns also nicht verlorengehen können, wie etwa die persönlichen Erinnerungen der alten Leute in den Gemeinden, und die wir daher im Interesse des Umfangs und der Wichtigkeit der Gegenwartsgeschichte sowie der Einarbeitung unserer Sachbearbeiter ohne Bedenken zurückstellen können.

Uneinheitlich ist noch die Einstellung der Dienstaufsichtsbehörden. Manche Kreiswaltungen und Gauamtsleitungen stehen ihren Gemeinden mit Rat und greifbaren Vorschlägen zur Seite, andere überlassen die Entscheidung über die Ortschronik den Gemeinden selber. Dabei besteht die Gefahr, daß Fehlmaßnahmen getroffen werden, denn unsere ländlichen Bürgermeister z. B. sind beruflich und ehrenamtlich oft so stark mit anderen Dingen in Anspruch genommen, daß man eine größere Übersicht über Chronikbelange bei ihnen nicht voraussetzen sollte. Es würde daher einen weiteren Schritt vorwärts bedeuten, wenn die den Gemeinden vorgesetzten Dienststellen auch in Sachen der Ortschronik

Führer ihrer Gemeinde sein würden. Unnütze Arbeit, unnötige Geldausgaben und Ärger über etwaige anfängliche Mißerfolge würden bestimmt vermieden. In der durchschnittlichen Landgemeinde ist immer zunächst die Beobachtung zu machen, daß die geistigen Interessen der Einwohnerschaft anscheinend von den beruflichen Interessen restlos in Anspruch genommen werden. Dieser äußere Eindruck verliert sich aber, wenn wenigstens einem kleinen Kreis an Hand geeigneter Unterlagen gezeigt wird, daß in Vergangenheit und Gegenwart manches sich im Ort zugetragen hat, mehr jedenfalls, als wir im allgemeinen annehmen. Die erste Einstellung der Einwohnerschaft, die da meistens lautet: „Was soll bei uns schon groß vorgekommen sein, hier ist und war wirklich nie etwas los!“, ist jedenfalls sehr bald zu erschüttern. Es gilt dann, im Dorf einige Leute für eine Mitarbeit am Zusammentragen von Unterlagen für eine Ortschronik zu gewinnen. Dabei ist vorsichtig zu Werke zu gehen, zunächst nur um eine kleine Gefälligkeit zu bitten, dann eine weitere kleine Bitte zu äußern und allmählich diese für eine Mitarbeit wertvolle Kraft mit der Arbeit warm werden zu lassen, das Interesse zu stärken und zu fördern.

Einander benachbarte Gemeinden sollten sich gegenseitig verständigen. Oft finden sich Vorgänge, die auch den Nachbarn interessieren, ihm aber noch unbekannt sind. Austausch solcher Unterlagen erleichtert die Arbeiten, spornt gegenseitig an und fördert das Chronikwerk. Ein weiterer Vorteil ist der, daß wir Vergleichsmöglichkeiten bekommen. Viele Ereignisse können wir weniger aus Archiven, als aus Erzählungen unserer alten Dorfeinwohner erfahren. Es handelt sich dabei meist um Dinge, die auch in Nachbarorten bekannt sind. Diese mündlichen Überlieferungen kann kein Ortschronist auf ihre geschichtliche

Wahrheit hin prüfen. Er nimmt sie aber, gekennzeichnet als Erzählung, trotzdem auf, wenn der Vorgang an sich wertvoll genug ist; denn ein großer Teil tatsächlichen Geschehens wird zugrunde liegen. Der Historiker, der die Ortschronik später als Quelle einmal benutzt, wird diesen Vorgang anderswo ähnlich geschildert finden, die Punkte feststellen, in denen sie sich gleichen und daraus die geschichtliche Wahrheit ermitteln. Daher, lieber Laienchronist, keine allzu große Angst vor einem Danebenhauen; fühle dich als Sammler des Materials, prüfen und wissenschaftlich auswerten mag es der Forscher.

Es kann sich bei den Ortschroniken nach dem heutigen Stand der Sachbearbeiterfrage immer nur um mehr oder weniger sachgemäße Laienchroniken handeln, solange wenigstens, bis sich die interessierten Kräfte eingearbeitet haben und — was durchaus zu wünschen wäre — im Lehrplan des Lehrernachwuchses die Ausbildung der Junglehrer zu Gemeindechronisten mehr noch als bisher im Interesse einer Hand in Hand damit möglichen weiteren Ausgestaltung des heimatkundlichen Unterrichts gefördert würde. Dann erst können wir die Ortschroniken mit wissenschaftlichem Maßstab messen. Bis dahin

lasse man ihnen aber den Charakter von Laienchroniken und male in den Landgemeinden den vielen aus Liebhaberei und ernstlichem Interesse an der Sache zur Mitarbeit bereiten Kräften die Aufgabe nicht unnötig allzu schwarz. Gegenüber einer Ortschronik, welche aus unangebrachter Angst davor, ob auch jeder Bericht in gutem richtigem, geschichtlich einwandfreiem Aufbau, Inhalt und Schriftdeutsch verfaßt sei, nicht zustande kommt, ist die einfache, mit primitiven Mitteln, ungeschultem Denken, aber mit Liebe und Verständnis für die Heimat zusammengestellte Ortschronik tausendmal wertvoller. Daß sie trotzdem nie leichtfertig aufgebaut werden wird, dafür bieten unsere Bürgermeister ausreichende Gewähr.

Die Ortschroniken werden einmal — genau wie Stück für Stück die alten Urkunden, die uns aus deutscher Vergangenheit künden, mögen sie beschaffen sein wie sie wollen, wir freuen uns, daß wir sie haben — das Quellenmaterial sein für die spätere Geschichtsforschung. Aus den Ortschroniken kann werden die Chronik des Kreises, aus dieser die Chronik des Gaues und aus dieser die Chronik Großdeutschlands.

Max Heymann:

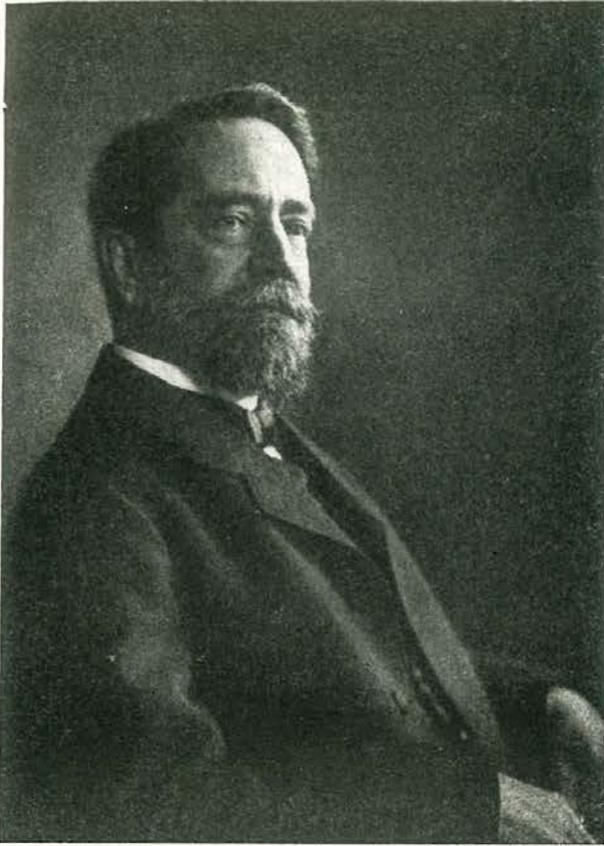
## Felix Klein

Zum 90. Geburtstage des großen Mathematikers

An einem Hause der Jägerhofstraße, am fiskalischen Teil des Hofgartens, vermelden die schlichten Bronzelettern einer dunklen Marmortafel: „In diesem Hause wurde der Mathematiker Felix Klein am 25. April 1849 geboren“.

Wer einen Menschen verstehen will, muß um das Wesen der Eltern wissen. Kleins

Vater, seiner Abstammung nach ein kerniger Westfale, war ein organisatorisches Talent, fleißig und streng mit sich selbst. Seine Mutter, rheinische Art verkörpernd, war die geborene Milde und Güte, der ausgeprägte pädagogische und spekulativwissenschaftliche Interessen zu eigen waren. Felix Klein ererbte sein großes organi-



Felix Klein

satorisches Talent, seinen Fleiß und seinen unermüdlichen Schaffensdrang von seinem Vater, von seiner Mutter aber seine selten großen pädagogischen Gaben, seine wissenschaftlichen Interessen sowie einen wesentlichen Charakterzug, seine Herzengüte. Seine ganze Jugend verlebte der Schüler und Gymnasiast Klein bis zur Reife in Düsseldorf.

Felix Klein wurde, nachdem er im Herbst 1865 sechzehnjährig vom Gymnasium seiner Vaterstadt Düsseldorf zur Bonner Universität gekommen war, bereits zu Ostern 1866 Assistent für das Fach Physik bei dem bekannten Forscher Plücker. Dabei hatte er gleichzeitig den Vorteil, in dessen geometrischen Untersuchungen frühzeitig die beste Einführung zu gewinnen. Schon im Jahre 1868 wurde Klein als Neunzehnjähriger zum Doktor promoviert.

Klein war ein Schüler Riemanns. Bei seiner, der Riemann'schen Eigenart so nahe verwandten Doppelseite ist es natürlich verständlich, daß Kleins Untersuchungen um die Wende der siebziger Jahre ein Ergebnis auslöste, das seine Krönung fand in der Arbeit „Neue Beiträge zur Riemann'schen Funktionentheorie“. Hier schon trat Klein als der typische Forscher in den Blickpunkt des wissenschaftlichen Geschehens; in seiner Hand wurde die Riemannsche Tradition zu einer neuen und wirkungsvollen Disziplin, die lange Zeit einen Mittelpunkt des mathematischen Interesses darstellte.

Von 1807 bis 1866 hatten an der Universität Göttingen nacheinander die drei großen Mathematiker Karl Friedrich Gauß, P. G. Lejeune-Dirichlet, und B. Riemann gewirkt. War der letztere Kleins Lehrer, so trug der erstere — bekannt unter dem Ehrentitel „Fürst der Mathematiker“ — viel zu dem Ruf bei, den die mathematisch-naturwissenschaftliche Disziplin der Göttinger Universität seither genoß. Wenn Klein auch vorübergehend in Berlin, München, Leipzig und Erlangen (Erlanger Programm) arbeitete, so war „seine“ Universität doch die Göttinger.

Bei Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich meldete sich Klein freiwillig zum Sanitätsdienst im Heere. In dieser Eigenschaft war er an den auf die großen Kämpfe bei Metz und Sedan folgenden Tagen tätig. Bald erkrankte er und mußte zur Heimat zurück. Mitte November hatte er seine frühere Gesundheit wiedererlangt.

Seine akademische Lehrtätigkeit begann Klein im Januar 1871 mit seiner Habilitation in Göttingen. Er war bereits 1869 hierher gekommen, als ihm nach Plückers Tode (1868) die Aufgabe gestellt war, den liniengeometrischen Nachlaß des Verbliebenen herauszugeben. Bemerkenswert ist hierbei,

daß Klein während seiner Göttinger Dozentur in erster Linie physikalische Vorlesungen hielt. Durch die schnelle Entwicklung seiner amtlichen Laufbahn erst wurde er endgültig für die Mathematik gewonnen.

Nach kurzer Dozentenzeit wurde Klein, erst vierundzwanzigjährig, im Herbst 1872 als ordentlicher Professor nach Erlangen berufen. Er traf hier eine sehr geringe Zahl von Studenten und äußerst unentwickelte Verhältnisse vor; jedoch sollte sich dieses Bild sehr bald ändern. Im November 1872 starb Professor Dr. Clebsch ganz unerwartet auf der Höhe seines mathematischen Schaffens. Klein verlor in ihm damals seine wichtigste wissenschaftliche Beziehung; allerdings erwachsen ihm aus diesem Verluste die größten Aufgaben. Sein Ruf als Geometer wie auch als akademischer Lehrer war schon so fest verankert, daß ihm der Schülerkreis von Clebsch alsbald nach Erlangen folgte und in ihm einen neuen wissenschaftlichen Führer fand. Lange dauerte diese Tätigkeit nicht. Kurz nacheinander wurde Klein an die Technische Hochschule in München und dann an die Universität Leipzig berufen. Die Zahl seiner Spezialschüler wurde von Jahr zu Jahr größer. Neben den Deutschen fand auch eine ganze Anzahl begabter Ausländer den Weg zu ihm; sein Seminar war eine Stätte außerordentlich lebhafter Arbeit.

Im Jahre 1886 folgte Klein einer ehrenvollen Berufung an die Universität Göttingen. Wenn auch in erster Linie Gesundheitsrücksichten eine maßgebliche Rolle spielten, so kam doch die Sehnsucht nach jenem Orte hinzu, wo Klein die ersten glücklichen Jahre seiner akademischen Lehrtätigkeit durchlebt hatte, wo er in intensivem wissenschaftlichen Austausch mit Clebsch und seinen Schülern das Glück des Gebens und Empfangens in vollen Zügen kennen gelernt hatte.

Trotz mehrfacher glänzender Berufun-

gen blieb Klein „seiner“ geliebten Universität Göttingen bis zum Ende seiner Lehrtätigkeit treu. Von dieser Stätte ist jene hervorragende und umfassende Wirksamkeit ausgegangen, die seinen Namen in dem weiten Kreise der preußischen Gelehrten und Techniker so hochgeachtet und beliebt gemacht hat.

Neben dem vorbildlichen Lehrer, den Felix Klein abgab, war er auch ein großer Organisator. Die ersten Organisationsbestrebungen Kleins bezogen sich auf die Entwicklung und Förderung des mathematischen Universitätsunterrichtes. Anregungen hierfür gaben ihm die Technischen Hochschulen, besonders diejenigen in Darmstadt mit ihren Einrichtungen für darstellende Geometrie, und das Berliner Gewerbeinstitut mit seinen Bibliothekseinrichtungen. Modellsammlungen und Zeichensäle an Universitäten kannte man bis dahin noch nicht. Klein führte sie ein. Auch die Errichtung der großen Maschinenhäuser an der Göttinger Universität sind sein Werk. Ausgehend von dem Grundgedanken, daß der Mathematiker und Physiker mit den Errungenschaften der Technik Schritt halten müsse, hielt er es unbedingt für erforderlich, daß der Student neben der abstrakten Theorie unmittelbar mit der Praxis in Berührung komme und so später als Lehrer keinen blutleeren Unterricht erteile. Andererseits verlangte er von den Studierenden der Technischen Hochschulen, die sich später der akademischen Lehrtätigkeit zuwenden wollen, daß sie eine gründliche wissenschaftliche Durchbildung an der Universität erhielten. Sein Ideal war demnach, die Technischen Hochschulen den Universitäten als „technische Fakultät“ anzugliedern. Daß Klein bei der Werbung für diese Idee vielfache Kämpfe, manchmal sogar Anfeindungen nicht erspart blieben, ist selbstverständlich. Eifersüchteleien der verschiedensten Art spiel-

ten hier eine Rolle. Konnte er seine diesbezügliche Idee auch nicht allgemein verwirklichen, so war es nur zu natürlich, daß er das Hauptgewicht seiner reformatorischen Tätigkeit auf „seine“ Göttinger Universität konzentrierte. Eine ganze Reihe von Lehr- und Forschungsinstituten rief er ins Leben. Von der Preußischen Regierung als Vertreter des akademischen Unterrichtes und der mathematischen Wissenschaften zu den internationalen Naturforscherversammlungen entsandt, lernte er auf der Weltausstellung in Chikago (1894) die glänzenden Ergebnisse der Opferwilligkeit der nordamerikanischen Industrie kennen und schätzen. In seiner ihm eigenen Initiative schuf er sich 1897 in der „Göttinger Vereinigung“ die Organisation, in der sich die Spitzen der Industrie sowie der Hochschullehrer trafen, um die Forschung in der angewandten Mathematik mit den reichsten Mitteln zu fördern. Zu Hilfe kamen ihm hierbei noch zwei wertvolle Faktoren, indem er erstens als Vertreter der Göttinger Universität im preußischen Herrenhause in dem Ministerialdirektor Althoff einen Mann fand, der nicht nur das vollste Verständnis für seine organisatorischen Ideen hatte, sondern zugleich als ein Verwaltungsbeamter allerersten Ranges die Kraft zur Durchführung besaß, ja, der ihm persönlich immer wieder neue Antriebe gab; zweitens seine Beziehungen zur Industrie, die zum Teil bis in seine Vaterstadt Düsseldorf reichten, und die ihn, wie er auf der Naturforscher- und Ärzteversammlung in Düsseldorf einmal aussprach, in hochherziger Weise unterstützte. Wer das mathematische Göttingen der achtziger Jahre mit dem von heute vergleicht, wird erstaunen, über die Summe erfolgreicher Schöpferarbeit, die hier getan ist, und wird auch ermessen, in welchem hohem Maße diese Universität ihrem Felix Klein zu Danke verpflichtet ist. Er ist es gewesen, der die große

Tradition des Mathematikerfürsten Karl Friedrich Gauß, der Mathematik überall da, wo sie hingehört, Geltung und Wirksamkeit zu verschaffen, zur rechten Zeit erkannt hat und dem es gelungen ist, seine Ideen in den vielfach verzweigten Verhältnissen der Gegenwart zu lebendiger Wirklichkeit auszugestalten.

Die Krönung seiner erfolgreichen Tätigkeit fand der große Mathematiker, Wegbereiter und Organisator durch seine Berufung zum Vorsitzenden der Internationalen mathematischen Unterrichtscommission, die auf dem Internationalen Mathematikerkongreß in Rom Ostern 1908 gegründet wurde. Nicht nur zum Vorsitzenden dieser Kommission, der von jetzt ab vielgenannten IMUK, wurde Klein gewählt, sondern auch die Leitung der deutschen Unterkommission sowie die Berichterstattung über den mathematischen Unterricht in Deutschland wurden ihm übertragen. Wenn der Deutsche Ausschuß für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht (DAMNU) mit großem Erfolg an die ihm gestellten Aufgaben herangegangen ist, so ist auch dies zum großen Teil der unermüdlichen Mitarbeit sowie dem belebenden und anfeuernden Einfluß Kleins zu verdanken.

Wenn auch der in Ehren grau gewordene Professor Dr. phil. et Ing. Felix Klein Ostern 1913 emeritiert wurde, so fand ihn der im folgenden Jahre über unser Vaterland hereinbrechende Weltkrieg wieder auf dem Plan. Hatte Klein als Förderer der „angewandten Wissenschaften“ bereits im Jahre 1906 die Berufung eines technischen Ausschusses der „Motorluftschiff-Studiengesellschaft“ sowie die Errichtung einer Modellversuchsanstalt in Göttingen durchgesetzt, so erwirkte er nach der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, daß an Stelle der sehr bescheidenen, kleinen Modell-Ver-

suchsanstalt ein großes Kaiser-Wilhelm-Institut für Aerodynamik in Göttingen errichtet wurde. Inzwischen brach aber der Krieg aus. Obwohl nun alle Bauvorhaben zurückgestellt wurden, gelang es Klein mit Hilfe des ihm befreundeten Ministerialdirektors Althoff, den Bau des Instituts 1915 durchzusetzen. Aus Heeresmitteln wurde es erbaut. Mit echtem Göttinger Geist — d. h. Klein'schen Geist — wurde jetzt an den wissenschaftlichen Aus- und Aufbau der Luftfahrt und damit der Luftwaffe herangegangen. Lediglich der Persönlichkeit Kleins ist es zu danken, wenn deutsche Flugzeugwerke während des Weltkrieges die technischen Voraussetzungen für hunderte von Luftsiegen schaffen konnten. Und wenn heute von den Wegbereitern unserer stolzen und

unbesiegbaren Luftwaffe gesprochen wird, so gebührt auch dem verstorbenen Geheimen Regierungsrat ein Teil der Lorbeeren.

Am 22. Juni 1925 berief ihn der Tod aus seinem wirkungs- und segensreichen Leben ab. Für alle, die ihn — und wenn auch nur aus einer Gastvorlesung oder seinen Werken — kannten, bedeutete sein Hinscheiden ein schwerer Verlust! Unermeßliche und unwägbare Reichtümer hat dieser große Düsseldorfer seinen Freunden und Schülern, seinem Staate und damit seinem Volk geschenkt! Und die ihn recht verstanden, bei denen hat er es in jedem Fall vermocht, zwei Tugenden zu wecken; die Tugenden derer, die wirklich nach Wahrheit suchen —

die Begeisterung und die  
Ehrfurcht!

## Der Mai

Alle Knospen sind erschlossen,  
Blüten bunt und farbenfroh  
In der Mailuft frisch entsprossen —  
Auch den Menschen geht es so!

Einmal Sturm und einmal Brise  
Lustig faucht durch die Natur,  
Und die Kühe auf der Wiese  
Blöcken in der Frühlingskur.

In den Menschenherzen brauset  
Stürmisch stark der Glücksorkan,  
Wem da nicht das Blut umsauset,  
Lebet stolz im Kältewahn.

Weh dem Armen, der nicht lernet,  
Schnell zu öffnen Herz und Hand,  
Wenn der Winter sich entfernt  
Und der Maien zieht ins Land.

*Willi Molter*

## Der Hirsch im Hofgarten

Wer in diesen schönen Frühlingstagen besinnlich seine Schritte durch den Hofgarten lenkt, der wird nicht nur die köstlichen Schönheiten der Natur dankbar in sich aufnehmen, er wird auch seine Gedanken zurücklenken in jene Zeiten, da dieses

herrliche Fleckchen Erde geschaffen wurde. Freundliche Bilder steigen dann aus der Vergangenheit herauf. Es ist unser liebes Düsseldorf um 1770. Draußen, vor den Toren der Stadt, im geschichtreichen Pempelfort, wo wenige Jahre vorher das



neue Schloß Jägerhof entstanden war, hatte der Oberkellnereiverwalter Brosy mit der Anlage eines Lustgartens begonnen. Die Unterhaltung der Anlagen wurde dem Johann Christian Behrens übertragen, der von 1773 ab als vereidigter Hofgärtner auch in Benrath tätig war. Als Wohnung war ihm das Inspektorshaus zugewiesen, das der Hofbaumeister R. Flügel an der Ecke der Jägerhof- und Ernst-vom-Rath-Straße (Kaiserstraße) errichtet hatte. Dort bot er anmutigen Frauen und zierlich gekleideten Kavalieren des Hofes und der Bürgerschaft Wein, Bier, Milch und andere Erfrischungen an, während am Sonntagnachmittag die Musikanten fröhliche Weisen erklingen ließen.

Schon bald erwies sich das Inspektorshaus als zu klein. Bereits im Jahre 1780 wurde eine bedeutende Vergrößerung ins Auge genommen, und diese noch im gleichen Jahre von Baumeister Köhler durchgeführt. Doch war diesem neuen Hause keine lange Zukunft beschieden; im Jahre 1794 wurde das erweiterte und verschönerte Gartenhaus, das Behrens und seiner Familie so lange als Heimstatt gedient hatte, von den französischen Besatzungstruppen in die Luft gesprengt. Erst 1802 konnte man daran denken, es wieder aufzubauen. Hofbaumeister Huschberger entwarf den Plan, der alsbald auch die landesherrliche Genehmigung erhielt. Schon im August begann Huschberger mit der Arbeit, aus der dann das jetzige Hofgartenhaus hervorgegangen ist. 135 Jahre steht es seither an dieser Stelle als ein Baudenkmal von eigenartigem Reiz, das ebenso zum Hofgarten gehört, wie der Runde Weiher und die Düssel, wie die Promenaden und die Jägerhofallee mit ihren steinernen Bänken\*).

Zum Hofgartenhaus aber und damit zum Hofgarten selbst gehört seit langem das Standbild des Hirsches, dem heute unsere Aufmerksamkeit gelten soll. Auch dieser Hirsch hat seine Geschichte; ihr nachzugehen dürfte gerade in diesen Tagen besonders angebracht sein.

Das Standbild des Hirsches ist eine Schöpfung des weit über Düsseldorf hinaus bekannten Tierbildhauers Josef Pallenberg. Es ist im Jahre 1906 in Köln entstanden, und zwar nach Beobachtungen und Studien, die der Künstler in den Kaiserlichen Jagden Hubertusstock und hauptsächlich Rominten gemacht hat. Dort hat Pallenberg auch Naturabgüsse von einem Hirsch gemacht, die ihm als Hilfsmittel für das Modell dienten. So erklärt sich die in allen Einzelheiten

\*) Wir verweisen hier auf die lebenswerte Schilderung von Geheimrat Redlich: „Der Hofgarten zu Düsseldorf“, der auch wir gerne gefolgt sind.

bewundernswerte Naturtreue des Hirsches, dem selbst ein so hervorragender Tierkenner wie der Landschaftsbildner Professor Kröner seine Achtung nicht versagte. Das Standbild wurde in den Württembergischen Metallwarenfabriken Geislingen in Kupfer-niederschlag gegossen und zunächst (1906) in der Kunstausstellung in der Flora zu Köln ausgestellt. Der Plastik wurde aber ein so schlechter Platz zugewiesen, daß Pallenberg sie nach drei Tagen gegen den Willen der Ausstellungsleitung wieder abholte und in dem gegenüber liegenden Zoologischen Garten aufstellen ließ. Nachdem der Hirsch kurze Zeit auch im Berliner Zoo und im Hagenbeck'schen Tierpark in Stellingen gestanden hatte, wurde er 1907 auf der Deutsch-Nationalen Kunstausstellung in Düsseldorf ausgestellt. Hier erst fand der Künstler die ihm verdiente Anerkennung. Er wurde mit der goldenen Staatsmedaille ausgezeichnet, und er erlebte außerdem das Glück, daß sein Kunstwerk nach Beendigung der Ausstellung vom Verschönerungsverein der Stadt Düsseldorf angekauft wurde.

Die Verhandlungen, die diesem Entschluß voraufgingen, zogen sich mehrere Wochen lang hin. Der Grund dafür lag nicht in der künstlerischen Qualität, über die Professor Kröner Ende November 1907 in einer Mitteilung an Professor Oeder sich dahin geäußert hatte, daß er die Figur für äußerst korrekt durchstudiert halte. Auch der Preis war nicht die Ursache der Verzögerung, nachdem der Geschäftsführer der Ausstellung, Kunsthändler Fritz Bismeyer, einen merklichen Nachlaß auf den ursprünglich vorgesehenen Preis von 7000 Mark in Aussicht gestellt hatte. Die Verzögerung war einzig und allein darauf zurückzuführen, daß Bedenken geäußert wurden, die Hohlgalvanobronze sei für eine Aufstellung im Freien nicht geeignet und werde bei einer Kälte von 13 Grad Schaden erleiden. Aus

diesem Grunde war auch die Stadtverwaltung vorerst nicht geneigt, den Hirsch als Geschenk anzunehmen und ihn in einer öffentlichen Anlage auszustellen.

Diese Besorgnisse wurden dadurch behoben, daß Bismeyer sich von der Gießerei in Geislingen ausführliche Gutachten über den künstlerischen Wert und die Haltbarkeit der Hohlgalvanobronze erbat. Dieses Gutachten führte wissenschaftliche und behördliche Referenzen an, es berief sich auf das Zeugnis namhafter Künstler, führte zahlreiche Denkmäler dieser Herstellungsart an und ließ somit keinen Zweifel mehr darüber zu, daß das Hohlgalvano allen Anforderungen hinsichtlich der Wetterfestigkeit und der Widerstandskraft entsprach. Auf Grund dieses Gutachtens und nachdem auch Professor Carl Janssen als Vorsitzender der städtischen Denkmalkommission sich für das Standbild ausgesprochen hatte, beschloß der Vorstand des Verschönerungsvereins Anfang November 1907 einstimmig, den Hirsch anzukaufen. Auch die Stadtverwaltung ließ nunmehr ihre Bedenken fallen und beschloß alsbald die Annahme des Geschenkes.

Geringe Schwierigkeiten bereitete die Platzfrage. Die Denkmalkommission der Stadtverwaltung hatte den Endpunkt der Reitallee in der Nähe des Napoleonsberges in Vorschlag gebracht. Vom Verschönerungsverein war dagegen der Platz vor dem Hofgartenhaus in Aussicht genommen worden, der dann auch, nachdem die Regierung ihr Einverständnis gegeben hatte, als Standort gewählt wurde. Am 31. Dezember fand eine Probeaufstellung des Hirsches statt, und am gleichen Tage erfolgte die endgültige Beschlußfassung über den Erwerb. Die kleine Platzanlage, Wegeführung und gärtnerische Ausgestaltung wurden nach den Angaben von Baurat Radke geschaffen, der auch Kommerzienrat Winterhelt in Miltenberg a. M. zur unentgeltlichen

Hergabe des Sockels in hellgrauem Werkstein und den hiesigen Bauunternehmer Peter Zingraf zur kostenfreien Fundamentierung und Aufstellung des Hirsches bewog. Im Juli 1908 wurden die Arbeiten durchgeführt. Mit dem Standbild des Hirsches hatte der Hofgarten einen wertvollen künstlerischen Schmuck erhalten, der damals wie heute das Entzücken aller Spaziergänger hervorruft.

Die künstlerische Wirkung des Bildwerkes wurde dadurch erhöht, daß der Verschönerungsverein im Einvernehmen mit der Regierung das alte Holztor am Durchgang des Hofgartenhauses entfernen und auf seine Kosten durch ein schmiedeeisernes Gittertor ersetzen ließ. Darüber hinaus hatte Oeder auf Anregung Kröners vorgeschlagen, an den beiden Seitenflügeln des Hofgartenhauses, unter den kleinen Fenstern, je ein großes Hirschgeweih und außerdem zwei Geweihe am Mittelbau

zwischen den Bögen anzubringen, um dadurch den Charakter eines alten Jägerhauses mehr hervorzuheben. Dieser Gedanke kam indes nicht zur Ausführung; dagegen wurde im folgenden Frühjahr der Sockel von einem Mosaikpflaster eingefast. Kein Denkmal in Düsseldorf hat einen so auserlesenen und mit feinstem Geschmack ausgesuchten Platz wie gerade dieser Hirsch, und hoffentlich bleibt ihm dieser einzige Platz noch lange Jahre vergönnt.

Kraftvoll und imponierend steht der Hirsch da, ganz ein König der ostpreussischen Wälder. Mit leicht gehobenem Kopf lauscht er in die Weite, als hörte er von fernher den Hörnerklang der fürstlichen Jagdgesellschaft, die einst ihren Einzug in das Jagdschloß des alten und doch ewig jungen Hofgarten hielt.

Dr. Nora Tinnefeld:

## Spiel im Park

Du bist hergekommen aus deinen Bergen zu uns an den Niederrhein. Nun ich dir schreibe, ist kalter Winter, aber der Glanz jenes Tages ist noch in uns. Komm, wir wandern noch einmal so durch die Stadt, durch unsere Stadt, nun mit dem fröhlichen „Weißt Du noch“.

Es war ein heißer Sommertag, als ich dir die Stadt meiner Kindheit zeigte. Durch die breiten Straßen flutete das Leben. Bunt und fröhlich leuchteten die Sommerkleider der Frauen, und alle hatten frohe Gesichter, denn es war Wochenende, festliche Freizeit. Auf der breiten Allee saßen die Menschen plaudernd und lachend an den kleinen Tischen unter den hohen Kastanien, und auf der anderen Straßenseite, da reihte sich

schwarzglänzend Wagen neben Wagen. Stolz zeigte ich dir all dies, zog dich vor die Schaufenster mit den köstlichen Dingen, die doch so sehr das Leben ausmachen, weil das alles, Möbel und Gläser und die schönen Porzellane, mit uns lebt und Ausdruck unserer Freude ist. — Siehst du, ich war selbst erst vor Tagen nach langen Monaten aus der Fremde heimgekommen, und es war mir, als sähe auch ich das zum ersten Mal. Ich liebte meine Stadt — ich war eitel auf sie wie auf mein schönstes Kleid.

In der Altstadt sah man nichts mehr vom eleganten Leben der breiten Straßen. Schmale Gassen fanden wir, alte schöne Giebelhäuser und kleine verschwiegene Weinstuben. Und dann traten wir ein in die

alte Kirche, standen in der Stille ihres schönen Kreuzgangs, in der Helle des barocken Innenraumes, im warmen Glanz der Kerzen und vergaßen die Stadt und waren ganz daheim, beide.

Mit verheißendem Gesicht führte ich dich weiter. Nun kam das Schönste — der Strom. Breit und langsam fließt er vor unseren Augen zu Tal. Auf seinem Rücken lasten die Schlepper mit ihrer Fracht. — Wir setzten uns auf die Ufermauer und schauten ins Land, in die Weite dieser Ebene. Der herbe Geruch des Wassers und der weiche Wind des heißen Tages waren um uns, und ich erzählte dir vom Strom, wie er uns Heimat ist, wie er diesem Lande mit den Wiesenflächen und den hohen Pappeln das Leben gibt. Die große Stadt kann uns nicht binden, aber der Strom ist in unseren Träumen, wenn wir in der Fremde sind. Seine Welle tönt in unsern Schlaf, und wenn wir erwachen, wissen wir ihn ganz nah, wissen, daß wir wieder einmal, wie nun du und ich, am Strom stehen und in die Weite schauen müssen. Es ist ganz seltsam mit dem Strom. Als uns so die Stille umfing, da vergaßest du dein hochmütiges Wort, daß wir Kinder der Ebene nichts wüßten von der Schönheit, der Schönheit der Berge. Denn auch du bist ja zu Hause in dem Land am Strom, in der Weite dieser Ebene, unter diesem Himmel, an dem fast immer schwere Wolken hängen. Du hast es nur vergessen droben in deinen Bergen. — Aber nun war der Strom auch wieder in deinem Blut, ich spürte es.

Lockend sprang mir der Übermut ins Herz, und ich zog dich weiter, dir Köstliches zu zeigen. „Meine Sandalenbinderin“ sagte ich geheimnisvoll. Da solltest du nun wissen, wer das war. Wir liefen durch die Winkel des Parkes am Rhein. Ich konnte sie nicht finden, so versteckt steht sie. „Da,

da ist sie“, sagte ich und stand vor einer Bronzeplastik mitten zwischen den blühenden Sträuchern. Schmal und schlank ist ihr schöner Leib, zierlich das feine Köpfchen. Und wie sie sich leicht und federnd beugt, die Sandale an den kleinen Fuß zu binden. Aus der Enge des Museums hat man sie in die sonnige Weite dieses Parks geholt, und an diesem Tage spielte die Sonne mit kleinen Lichtern auf dem warmen Bronzeton ihres Leibes. Eine stille Freude wuchs in mir ob der Schönheit dieses Mädchens, vor dem wir betrachtend standen, und der Kunst des Meisters, der es schuf. Und nun fand ich wieder Gefallen an diesem Spiel im Park. Alle meine Lieblinge mußttest du sehen, die zwischen den Blumen und Bäumen in dieser Stadt stehen, so fröhlich und schön, wie ich es nirgends fand. Und neben uns rauschte der Heimatstrom. Nun wanderten wir durch den alten Hofgarten. Die Denkmäler da am Rhein und im Park, die zeigte ich dir nicht. Denkmäler kann ich nicht leiden. Sie haben so etwas Langweiliges, und ihr toter Ruhm ist weit ab von unserer lebendigen Freude. Aber der kleine Brunnen, der gefiel dir auch. Weißt du noch? Zwei Knaben stehen darauf. Der große hält einen Wasserkrug, und neben ihm steht ein reizender kleiner. Er reckt sich an dem großen Bruder hoch, öffnet das Kindermündchen weit, und der Große läßt übermütig den Strahl aus dem Krug in das Mündchen fließen. Das ist so reizend verspielt, ohne süß und niedlich zu sein, daß einem das Herz kinderfroh wird, wenn man es sieht. Ich erzählte dir von meiner Kinderzeit. Jeden Morgen auf dem Weg zur Schule kam ich vorbei an dem spielenden Brunnen, und alle Tage grüßte mich mit hellem Übermut der Strahl. — Der junge Künstler, der den Brunnen schuf, ist im Kriege gefallen. Das wußte ich damals freilich nicht, und nun hat sich, wie allenthalben, auch hier der Ernst in den hellen Klang

der Freude gemischt, wenn mich der Brunnen heute wie damals grüßt.

Fast war es schon dunkel geworden über unserm Streifzug durch die Stadt, als wir mitten im Getriebe des Verkehrs wieder einen kleinen Blumengarten fanden. Das mußtest du noch sehen. Hier war doch die Ballspielerin, von der ich dir erzählt hatte. Es war ganz anders als in der Stille des Parkes am Rhein. Eingeengt von den großen Straßen des Verkehrs liegt der Garten. Lärmend fahren die Autos um ihn herum, und es ist, als träte man mit einem Schritt aus der Stadt heraus, wenn man in den kleinen Garten kommt. Mitten zwischen den Blumen steht das Mädchen

und wirft den Ball. Ihr Kleid weht in der Freude des Spiels. Sie beugt sich nieder, dem fliegenden runden Ding nachzuschauen, das jetzt aus ihrer Hand rollen will. — Müde und abgehetzt kommen die Menschen hierher zu kurzer Rast, und ein kleines Lächeln huscht über ihr Gesicht, gleitet unversehens ihr Blick über das Mädchen, das den Ball der Freude wirft. —

Wir fingen ihn auf und gingen fort und hatten einen festlichen Abend. Wir tranken köstlichen Wein und tanzten in seliger Freude. „Den Kindern ist die Erde voller Wunder“, sagtest du, „und den Liebenden auch“, fügtest du leise hinzu. Und wenn du wiederkommst, wird wieder Sommer sein.

Paul Gehlen:

## Vom Rhein zur Rur

Erster bunter Frühlingschein liegt über Flur, Bruch und Ried. Schönes weites Heimatland. Blaue Wolkenbänder ziehen geruhsam über dem Strom, umspannen die stillen Dörfchen, die am Wege liegen und färben die Wellen der Bäche. Die frischgebrochene Scholle gibt ihren würzigen Erdhauch in die weite Klarheit des Vorfrühlingstages. Von irgendwo lockt der Fink. Die scheue Elster wechselt von Pappel zu Pappel. In den Erlen zwitschert und schwätzt der grüne Zeisig. Mümmelmann hoppelt friedlich über den jungen Acker. Es ist Schonzeit, er weiß es. Über den Wassern schwebt der Reiher oder sitzt auch sinnend an den weit in den Strom vorgeschobenen Kribbenköpfen.

Weißer Möwen treiben lachend ihren Schabernack mit den Wellen. Sie schwingen sich kreischend die Ufer entlang, ihr heiseres „Krick-Krick“ verliert sich im lauen Wind.

Jetzt am Niederrhein zu wandern ist schön!

Keuchend schleppen Dampfer schwerbeladene Kähne den Strom hinauf. Auf dem Deck der Kähne flattert Wäsche lustig im Wind, bellt der Spitz zum Ufer hinüber, und manchmal trägt die Luft eine heimelige Melodie von Bord ans Land.

Am Ufer entlang dehnen sich Wiesen und Weiden, von schlanken Pappeln belebt, die zaghaft ihre ersten Sprossen entfalten. Honigbienen, der Winterhaft entfliegen, umsummen das Staubgold der Weidenkätzchen. Ihr weiches, frohes Gesumm begleitet den Wanderer. Weit hinten säumen waldige Hügel die Ferne.

Spitze Kirchtürme recken sich ins Blau und senden ihren Glockengruß. Die niedrigen weißgetünchten Häuschen aber ducken sich hinter den Schutzdeichen.

In den Gärten leuchten bunte Viole und Schwertlilien. Noch blüht der Flieder nicht, doch die Aprikosen zeigen schon ihr zartes Rosa, der Goldlack duftet dir entgegen, und auf dem spitzen Dachfirst stelzt girrend

der weiße Tauber. Der Frühling hielt seinen Einzug und streute goldgelbe Sterne ins junge Grün der Wiesen.

Wohin du den Blick wendest, zeigt dir das Land am Niederrhein naturgewachsene Schönheit, und Baudenkmäler, trutzig und machtvoll, von Menschenhand geschaffen. Da ist Zons, die alte rheinische Feste, im 14. Jahrhundert von Friedrich von Saarwerden neben vielen anderen Wasserburgen und Schlössern am Niederrhein ausgebaut. Zur Überwachung der Schifffahrt ließ der baulustige Erzbischof den gewaltigen Zollturm errichten, der sein Wappen trägt. Die gut erhaltenen Festungsmauern und Wälle wissen von mancher Fehde, von Rebellion und Kriegsnöten zu berichten. Sie boten ihren Verteidigern wirksamen Schutz, bis die Neuzeit ihnen den Bestimmungszweck nahm. Aber Ehrfurcht vor den gewaltigen Zeugen der Vergangenheit hat sie uns erhalten. Weiter landeinwärts liegen verstreut Schloß Liedberg, Schloß Dyck und Hülchrath und viele andere sehenswerte Bauten aus geschichtlicher Vergangenheit. Durch eine freundliche Landschaft führt uns der Weg zu Schloß Rheydt, die muntere Niers entlang. Schloß Rheydt, ein ehemals fränkischer Saalhof, der bereits 1005 genannt wird, wurde um diese Zeit den Herren von Rheydt zu Lehen durch die Abtei M. Gladbach überlassen. Im Wechsel der Zeiten kam es an die Herren von Heppendorf, die unter dem Namen „Mülgauer Schnapphähne“ weit im Lande gefürchtet waren. „Schnapphähne“ deswegen, weil sie „schnappten“, also erbeuteten, was ihnen des Schnappens wert schien.

Von 1500 bis 1794 finden wir das Schloß im Besitz des Geschlechtes von Bylandt. Otto von Bylandt, 1522—1591, wandelte es in eine starke Feste, umgab es mit Gräben, Mauern und Bastionen und erbaute das

Herrenhaus im prächtigen Stile der niederländischen Renaissance. Vieles ist durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges von seiner Schönheit verloren gegangen, doch heute noch ist es vom Zauber seiner Zeit umweht.

Den schönsten Teil des Hauses bildet zweifellos die offene Loggia der Hoffassade. Bemerkenswert im Innern des Schlosses ist der Rittersaal, und das im Obergeschoß untergebrachte Heimatmuseum der Stadt Rheydt mit angeschlossener Münzsammlung und Bibliothek.

In dem mit gärtnerischen Anlagen geschmückten Schloßhofe finden wir die noch zum Teil erhaltenen unterirdischen Gewölbegänge mit Schießscharten, Vorratsnischen und Verteidigungsräumen.

Bei den vielen Um- und Anbauten, die das Schloß im Laufe der Jahrhunderte erlebte, hat ihm jeder Zeitenwechsel seine besonderen Eigenarten hinterlassen, und so ist es ein Lesewerk der Geschichte niederrheinischer Vergangenheit geworden. Man möchte mit dem englischen Dichter Dickens sagen: „Der Geist unserer Väter ist darin enthalten, und unsere unheiligen Hände dürfen ihn nicht stören!“

Das Schloß steht in dieser Erkenntnis unter Denkmalschutz.

Wem Muße Gelegenheit gibt, der schaue sich weiter um im niederrheinischen Lande, er besuche historische Städte wie Jülich, Düren, Heinsberg, die Hinsbecker Schweiz und viel anderes. Die Wege, die uns dorthin führen, sind voll ländlicher Schönheit, anmutiger Idylle. Die Äcker reich und fruchtbar. Hinzu kommt ein freundlicher, aufgeschlossener Menschenstamm, arbeitsam und heiter wie seine Landschaft.

Ein Wandertag in den reizenden Niederungen der Erft, Niers oder Rur bietet des Schönen übergenuß, des Sehenswerten vieles!

✦

## Aus der Chronik des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“



Cornelius v. d. Wippel †



Carl Foerster †



Willi Sachs †

Der Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ betrauert den Heimgang dreier aufrechter Heimatfreunde, die sich stets mannhaft für seine Ideale und Belange einsetzten. Ihr Andenken wird unvergessen bleiben. Am 2. März starb Cornelius von der Wippel, am 18. März starb Carl Foerster und am 23. März starb Willi Sachs.

R. I. P.

Einen einzigartigen Vortrag, reich an Schilderung und Darstellung hielt am 21. März im Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ der Direktor der Trinkaus-Bank, Alfred Wolff. Er sprach über Bonn, die Residenz der Kurfürsten im 18. Jahrhundert und ging davon aus, daß man bei der Betrachtung der Kulturgüter der Vergangenheit immer wieder zu den Fürstenhöfen zurückkomme. So unglücklich diese Fürstenhäuser in ihrer Politik gewesen sind, so Unvergängliches haben sie auf kulturellem Gebiete geschaffen.

Von 1583 bis 1761 haben in ununterbrochener Folge fünf Wittelsbacher das hohe Amt des Kölner Kurfürsten bekleidet. Für die Rheinlande hat dies den Sieg der Gegenreformation bedeutet und für das Haus Wittelsbach eine gewaltige Stärkung seiner Macht. Diese Umstände sind aber auch für die kulturelle und künstlerische Entwicklung unserer Lande von größter Wichtigkeit gewesen.

In den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellte der Vortragende die hehre Gestalt des Kurfürsten Clemens August, des größten Bauherrn Nordwestdeutschlands im 18. Jahrhundert, zeichnete seine Taten auf und wußte in beredter Weise die Kleinodien und Kostbarkeiten seiner Schöpfungen, die heute noch die Bewunderung aller Kunstinteressierten erregen, in das hellste Licht zu rücken. Und wenn er auch bei seinem Tode seine Länder in

drückenden Schulden zurückließ, so ehrten ihn dennoch seine Untertanen; hieß es noch lange in den kurkölnischen Landen:

„Bei Clemens August trug man blau-weiß,  
Da lebte man wie im Paradies“.

Seine Lieblingsschöpfung war das Brühler Schloß. Als Augustsburg trug es seinen Namen, und die Bauarbeiten haben ihn bis zu seinem Tode in Anspruch genommen. Wie es die Entwicklung der Baukunst vom Barock über das Frührokoko zum Spätrokoko ja schon zu den Anfängen des Klassizismus zeigt, so bewundern wir an ihm auch die Arbeiten einer fast unübersehbaren Zahl der größten Architekten, Maler, Bildhauer, Dekorateure, Stuckateure und Gartenbauer dieser Zeit.

Clemens August's Nachfolger war Maximilian Friedrich, der der Aufklärung und den Naturwissenschaften zugetan war. 1777 begründete er die wissenschaftliche Akademie, die er später zu einer Universität ausbauen wollte. Auch der Musik und der Schauspielkunst war er leidenschaftlich zugetan. Unter ihm ist 1761 Ludwig van Beethoven Hofkapellmeister geworden, und unter seiner Regierung ist am 17. Dezember 1770 der große Beethoven geboren. Nach Maximilian Friedrichs Tode bestieg 1784 der letzte Kölner Kurfürst den Thron, der Habsburger Maximilian Franz, der jüngste Sohn der Maria Theresia. Er gründete 1786 die Bonner Uni-

versität als „ein Denkmal der Aufklärung“. Unter seiner würdevollen Regierung begann sich ein modernes, aufgeklärtes Staatswesen zu entwickeln, und das geistige Leben erreichte in der Bonner Residenz seine schönste Blüte. Auch er, wie sein Vorgänger, liebte in besonderem Ausmaße die Musik. Der junge Beethoven erscheint in der Hofkapelle als Bratschist. Er lebte an diesem Hofe bis zu seinem 22. Lebensjahre. Bonn rückt mit Beethoven in den Mittelpunkt der musikalischen Welt. Sein Genius überschattete alle. In ungemein tiefgründigen Auseinandersetzungen behandelte dann Direktor Alfred Wolff dieses Thema, wies die Zusammenhänge zwischen Bonn und Wien auf, wohin der vielleicht größte Musiker aller Zeiten ging, und als Beethoven die großen Werke vollendete, lebte das kölnische Kurfürstentum nur mehr in der Erinnerung der Vergangenheit. War auch die Geisteskultur der Bonner Residenz der Vernichtung anheimgefallen, ihre erlesensten Ausstrahlungen wirkten fort in Beethovens Werk, ihre Ideen und Ideale feierten in ihm die glanzvollste Auferstehung. Ausgezeichnete Lichtbilder der Film- und Bildstelle Düsseldorf illustrierten wirkungsvoll den feinsinnigen Vortrag.

\*

Der Heimatabend vom 28. März im Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ war dem Humor und der Groteske gewidmet, und Hans Müller-Schlösser interpretierte klug und geistreich. Horchen wir auf: Humor ist wie ein schöner Maien- tag nach Aprilwetter. Die Wolken verziehen sich, und die warme Sonne strahlt. Humor ist eine Gabe Gottes, sagte einst der große englische Humorist Sterne, und wem diese Gabe verliehen worden ist, soll Gott auf den nackten Knien danken, denn er hat damit die Anwartschaft auf die Glückseligkeit.

Der Humorist hat vom Leben gelernt, das Leben zu ertragen und die Menschen zu nehmen, wie sie sind, und nicht, wie er sie haben möchte. Er holt seine Gaben nicht so sehr aus der Tiefe seines Verstandes als vielmehr aus der Fülle seines Gemütes, und er will nicht den Verstand seiner Mitmenschen, sondern ihr Herz und Gemüt bereichern. Diese Menschen wandeln auf der Sonnenseite des Lebens, denn das Lachen ist die Sonne des Lebens überhaupt. Und Chamfort hat den Nagel auf den Kopf getroffen, da er sagte: „Der Tag ist ganz und gar verloren, an dem man nicht gelacht hat“ . . .

Nach den Darlegungen las der Dichter des unsterblichen Schneider Wibbel einige köstliche Szenen aus dem soeben erschienenen Wibbel-Roman.

Die nachfolgenden Ausführungen Franz Müllers befaßten sich mit dem frühvollendeten Hermann Harry Schmitz, als dem hervorragendsten Vertreter der Düsseldorfer Groteske. Dieser steigerte seine bizarren Figuren und seine tollkomischen Geschichten bis ins Abnorme. Bei seiner schwachen Gesundheit und seinem darauffolgenden leidvollen Siechtum nahm er, der Meister des Podiums, alles in den Brennpunkt seines verzerrenden Lachspiegels und rächte sich so an allem, was seiner Ideenwelt entgegenlief. Er überschüttete dann mit beißender Satyre das bürgerliche Milieu und blieb dennoch der geistvolle feine Mensch, der sich in allen Kreisen ausfand. Franz Müller wußte in wohlgezogener Form den Dichter allen aufmerksam folgenden Hörern lebendig nahezubringen.

Bleibt noch nachzuholen, daß zu Beginn des Abends Max Heymann über den Musiker und Komponisten Drügpott sprach, und Willi Hülser am Flügel sein überragendes Können unter Beweis stellte.

## Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ im Monat Mai 1939

- Dienstag, den 2. Mai:** Monatsversammlung. (Vereinsheim)
- Dienstag, den 9. Mai:** Bankdirektor Dr. Karl Wuppermann spricht über: „Großdeutsche Wirtschaftsaufgaben“. (Vereinsheim)
- Dienstag, den 16. Mai:** Dr. Josef Wilden spricht über: „Johann Georg Jacobi“. (Vereinsheim)
- Dienstag, den 23. Mai:** „Mein Düsseldorf“. — Kleiner Film einer großen Stadt. — Leitung: Franz Müller. (Vereinsheim)
- Dienstag, den 30. Mai:** Dr. Rudolf Weber spricht an Hand von seltenen Lichtbildern über: „Düsseldorfer Fischer in Albanien“. (Vereinsheim)

Herausgeber: Verein „Düsseldorfer Jonges“. Geschäftsstelle des Vereins: Rechtsanwalt Willi Molter, Düsseldorf, Blumenstraße 12, Fernruf 14767, der Schriftleitung: Humboldtstraße 105, Fernruf 63290. Schatzmeister: Kaufmann Albert Bayer, Düsseldorf, Schwanenmarkt 4, Fernruf 23571 und 60471; Bankkonto: Städtische Sparkasse, Düsseldorf, Zweigstelle Grafenberger Allee, Konto Nr. 830; Postscheckkonto: Köln Nr. 58492.

Druck und Verlag: Hub. Hoch, Düsseldorf. Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Paul Kauhausen, Düsseldorf; für den Anzeigenteil: Hub. Hoch, Düsseldorf. Anzeigenleitung: Fernruf 14041, Kronprinzenstraße 27/29. Klischees: Birkholz-Götte & Co., Düsseldorf. Unverlangten Einsendungen bitten wir das Porto beizulegen, andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgen kann. Nachdruck der Veröffentlichungen nur mit Genehmigung der Schriftleitung und Quellenangabe gestattet. Erscheint monatlich einmal. D. A. 1/39. 1100 Stück. Preisliste Nr. 3 vom 20. 8. 1937.